BEIHEFTE ZUR
ZEITSCHRIFT FÜR ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON GUSTAV GRÖBER
FORTGEFÜHRT VON WALTHER VON WARTBURG
HERAUSGEGEBEN VON KURT BALDINGER

112. HEFT

Wolfgang Rothe

Strukturen des Konjunktivs im Französischen

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN 1967

Strukturen des Konjunktivs im Französischen

von

Wolfgang Rothe

MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN 1967

Als Habilitationsschrift auf Empfehlung der Philosophischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität Kiel, gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

© Max Niemeyer Verlag Tübingen 1967
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany
Satz und Druck: Allgäuer Heimatverlag GmbH., Kempten/Allg.
Einband von Heinr. Koch, Tübingen

INHALT

Einleitung . . . . . S. 1

Erster Teil

Neufranzösisch

Kap. 1 Bestandsaufnahme der Formen 48
2 Zur Frage der Hörbarkeit 55
3 B-Formen sind gebundene Formen 59
4 Die auslösenden Moneme 66
5 B-Form und Tempus 80
6 Die Opposition 86
7 Die Variation 119
8 Die Automatik 182
9 Typologie der B-Merkmale 207
10 Die Funktion der B-Form als sprachliches Zeichen . 224

Zweiter Teil

Latein

Vorbemerkung 239
Kap. 1 Formale Kriterien 240
2 Die Opposition 252
3 Die Variation 276
4 Die Automatik 290
5 B-Form und Tempus 296
6 Zur Funktion der lateinischen B-Formen 301

Dritter Teil

Altfranzösisch

Kap. 1 Die altfranzösischen B-Formen 305
2 Die B-Form außerhalb von Translaten 313
3 Die B-Form im Substantiv-Translat 317

4 Die B-Form im Adjektiv-Translat. 353
5 Die B-Form in den Adverbial-Translaten 360

Schlußbetrachtung 402
Bibliographie 410
Index 422

EINLEITUNG

Die Verbformen, die in der traditionellen französischen Grammatik „subjonctif" heißen, und die wegen ihrer Herleitung aus Formen des lateinischen „coniunctivus" in deutschsprachigen Grammatiken und Abhandlungen meist „Konjunktiv" genannt werden, haben immer wieder das Interesse der Grammatiker erregt. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, daß sie innerhalb der französischen Sprachstruktur augenscheinlich Gesetzen unterliegen, die sich weder auf einen gemeinsamen Nenner bringen noch nach den Maßstäben einer außersprachlichen Logik oder aus irgendwelchen psychologischen Kategorien her erklären lassen. Der Konjunktiv oder „subjonctif" wird zu den Modi des Verbs gerechnet. „Modus" ist aber nun – etwa im Gegensatz zu „Tempus" – ein so verwaschener Terminus mit verschwommenen und nie genau zu fassenden Konturen, daß man mit ihm praktisch für eine Deutung der Verbformen, die darunter subsumiert werden, nichts anfangen kann, es sei denn, man definiert per negationem, „Modus" sei alles das beim Verbum, was nicht einwandfrei „Tempus" ist. Damit ist aber nichts erklärt.

Bei den Tempora hat man es nun verhältnismäßig leicht, auf logischem Wege bestimmte zeitliche Kategorien zu gewinnen, die durch die verschiedenen Tempusformen bezeichnet werden können – freilich nur, soweit man der Prämisse folgt, sie stehen für das außersprachliche physikalische Phänomen „Zeit". Es ist aber bisher noch nicht gelungen, entsprechende „modale" Kategorien aufzustellen und in ein in sich geschlossenes, homogenes begriffliches System zu bringen. Damit soll die Möglichkeit, ein solches System zu schaffen, nicht in Abrede gestellt werden. Aber selbst, wenn uns eines Tages ein solches vorläge und wir das sprachliche Zeichen „Konjunktiv" damit in Beziehung setzen würden, wären auf diesem Wege noch keineswegs alle Relationen dieser Form erfaßt, da sie offensichtlich auch Funktionen innehat, die, wie schon seit langem von verschiedenen Forschern anerkannt wurde,[1] mit den sogenannten „Modalitäten" nichts zu tun haben.

Dasselbe gilt, nebenbei gesagt, auch weitgehend für den Konjunktiv in den übrigen romanischen Sprachen. Daß sich speziell der französische Konjunktiv in der romanistischen sprachwissenschaftlichen Literatur einer so auffälligen Bevorzugung erfreut, liegt einesteils daran, daß das

[1] Dazu s. im einzelnen den folgenden Überblick über die bisherige Konjunktivforschung, bes. S. 3ff.

Französische in fast allen Kulturländern der Welt Schulsprache ist und anderenteils wohl auch an dem besonderen grammatischen Interesse, das die Franzosen an ihrer eigenen Sprache haben.[2]

Es wäre nun an dieser Stelle angebracht, eine umfassende und ausführliche kritische Auseinandersetzung mit den bisherigen Arbeiten zu bieten, die sich mit der Problematik des französischen Konjunktivs befassen, ihre Methoden zu erläutern, ihre Theorien darzulegen und ihre Ergebnisse abwägend zu prüfen. Wir glauben jedoch, uns in dieser Hinsicht kurz fassen zu können. Zu einer solchen Beschränkung veranlassen uns in erster Linie die beiden jüngsten wichtigeren Veröffentlichungen auf diesem Gebiet, die eine von Paul Imbs, die andere von Gérard Moignet,[3] die uns einen wertvollen bibliographisch-kritischen Überblick über alles Wesentliche, was besonders in den letzten fünfzig Jahren zum französischen Konjunktiv erarbeitet worden ist, vermitteln. Während Imbs dabei chronologisch vorgeht und in prägnanter, knapper Form die in Frage kommenden Arbeiten mehr referierend als wertend vorstellt,[4] versucht Moignet,[5] die Konjunktivforscher in „Dualisten" und „Unitarier"[6] einzuteilen, je nachdem, ob sie von zwei „Grundbedeutungen" ausgehen oder alle Funktionen des Konjunktivs aus nur einer einzigen Wurzel heraus erklären wollen. Moignet versteht es, den Leser ausgezeichnet in die verschiedenen Theorien einzuführen und die unterschiedlichen Meinungen einfühlend darzulegen. Seine Kritiken treffen fast immer die schwächsten Stellen der einzelnen Systeme; das Kapitel „Les Théories du Subjonctif"[7] ist der größte Aktivposten seines Buches.

Wenn wir in dem nun folgenden knappen wissenschaftsgeschichtlichen Abriß dennoch nicht der Einteilung des Autors in Dualisten und Monisten („unitaires") folgen, sondern einer chronologischen Darstellung den Vorzug geben,[8] so geschieht dies aus zweierlei Gründen. Einmal haben sich manche Dualisten im Laufe ihrer Forschungen zu einer

---

[2] Die Frage nach der „Grundbedeutung" des Konjunktivs (und anderer „Modi" wie Optativ, Injunktiv und natürlich auch Indikativ) ist im übrigen ein indogermanisches Problem; die Schwierigkeiten, die einer befriedigenden Lösung im Wege stehen, liegen im Lateinischen, Griechischen und Altindischen auf einer ähnlichen Ebene wie im Französischen.

[3] Paul Imbs, *Le subjonctif en français moderne. Essai de grammaire descriptive.* Mainz 1953. – Gérard Moignet, *Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français.* T. 1. 2. Alger 1959.

[4] Op. cit. S. 53–60.

[5] Op. cit. I, S. 13–84.

[6] Op. cit. I, S. 17–32 „Les thèses dualistes", S. 32–74 „Les thèses unitaires".

[7] Op. cit. I, S. 13ff.

[8] Wir verfahren also wie Imbs op. cit., ohne allerdings, wie er es tut, Monographien und Zeitschriftenartikel voneinander zu trennen.

monistischen Auffassung des Konjunktivs durchgerungen wie zum Beispiel Lerch,[9] und zum anderen erscheint es uns unzulässig, alle diejenigen, die dem Konjunktiv zwei verschiedene Funktionen oder „Bedeutungen" zusprechen, mit einem gemeinsamen Etikett zu versehen, das immerhin eine gewisse Übereinstimmung ihrer Auffassungen nahelegt. Zum mindesten müssen zwei in sich grundverschiedene „Dualismen" unterschieden werden. Moignet rechnet zu den Dualisten nur diejenigen, die im Konjunktiv ein sprachliches Zeichen für zwei verschiedene außersprachliche Sachverhalte sehen, wie es etwa der frühe Lerch tut, der einem „Konjunktiv des Wunsches" einen „Konjunktiv der Unsicherheit" gegenüberstellt.[10] Es gibt aber noch eine andere Art von Dualismus, den Moignet augenscheinlich übersieht: Man kann, konventionell ausgedrückt, einem Konjunktiv, der eine bestimmte dem Indikativ gegenüber eigenständige Bedeutung hat, einen Konjunktiv entgegenstellen, der lediglich als „servitude grammaticale"[11] auftritt.[12]

Die Vertreter einer monistischen Konzeption versuchen dagegen, alle Verwendungsarten des Konjunktivs diachronisch auf eine einheitliche „Grundbedeutung" zurückzuführen. Auch hier sind die Divergenzen in den Ansätzen und den Ergebnissen so stark, daß es sich kaum empfiehlt, sie unter einem rein formalen Gesichtspunkt wie dem des Monismus zusammenzufassen. Die Einteilung in Dualisten und Monisten ist nach äußerlichen Kriterien vorgenommen worden und im Grunde unfruchtbar und nichtssagend. Auch andere Einteilungsprinzipien dürften sich wegen der angedeuteten Unterschiedlichkeit der Auffassungen und Ergebnisse, die sich bis zur diametralen Gegensätzlichkeit steigert, kaum durchführen lassen; wir halten daher einen chronologischen Überblick für die praktischste Lösung.

Die Theorien des 17. und 18. Jahrhunderts

Der erste französische Grammatiker, der sich prononciert über den Konjunktiv äußert,[13] ist C. Maupas. In seiner *Grammaire françoise* von 1607 sagt er auf S. 311f.: „(. . .) si nous parlons de chose non reellement

[9] Vgl. vorliegd. Arb. S. 8ff.

[10] Vgl. vorliegd. Arb. S. 8.

[11] Vgl. vorliegd. Arb. S. 182ff.

[12] Forscher, bei denen ein solcher Dualismus ansatzweise durchklingt wie etwa Brunot, Gougenheim u. a., finden sich bei Moignet merkwürdigerweise unter den Vertretern der „thèses unitaires". Das liegt wohl daran, daß Moignet seiner Theorie entsprechend eine „servitude grammaticale" nicht anerkennen kann und sich daher bei den betreffenden Autoren nur für den Konjunktivtyp interessiert, dem diese eine Bedeutung zuerkennen.

[13] Über die Grammatiker des 16. Jh. informieren Ch.-L. Livet, *La grammaire française et les grammairiens du XVIe siècle*, Paris 1859 und Hugo

existente, mais d'vne condition ou qualité demandee à la chose pour la distinguer & determiner, apres ladite conjonction[14] & relatifs viendront temps de mode optatiues."[15]

Diese Meinung wird von A. Oudin in sein gleichnamiges Werk von 1645 auf S. 191 fast wörtlich übernommen: „(. . .) parlant de chose qui n'est pas existente en effect, mais douteuse ou de condition & qualité requise pour la distinguer, nous nous seruons des optatifs apres ladicte particule." Neu gegenüber Maupas ist hieran nur das Adjektiv *douteuse*.[16]

Die nächste qualifizierte Meinung über den Konjunktiv findet sich bei Arnauld und Lancelot in ihrer *Grammaire générale et raisonnée* von 1660,[17] die unter dem Namen *Grammaire de Port-Royal* bekannt geworden ist. „Mais les hommes ont trouvé, qu'il étoit bon d'inventer encore d'autres inflexions,[18] pour expliquer plus distinctement ce qui se passoit dans leur esprit (. . .)", heißt es auf S. 57 im Kapitel XVI.[19] Als entscheidend wird in diesem Zusammenhang der menschliche Wille angesehen („volonté"), sei es in der Form des Wunsches, sei es in der der Einräumung. Der Konjunktiv ist bei ihnen der Modus des Willens,

---

W. Philp, *Le subjonctif et les grammairiens français du XVIe siècle*, Thèse Upsala, Stockholm 1895. – Bei keinem der damaligen Grammatiker findet sich eine klare Konzeption des „subjonctif" (der zu jener Zeit auch noch nach lateinischem Vorbild „conjonctif" genannt wurde). Man erkannte ein optativisches Element darin, wußte darüber hinaus aber wenig zu diesem Modus zu sagen. Vor allem fehlt eine deutliche Abgrenzung zum „conditionnel", das meist in den „subjonctif" miteinbezogen wird. Die Bemerkungen der Grammatiker des 16. Jh. über den Konjunktiv sind für die späteren Auffassungen irrelevant.

[14] Gemeint ist *que*.

[15] Mit *mode optatiue* ist der Konjunktiv gemeint.

[16] Moignet op. cit. I, S. 38 sieht einen engen Zusammenhang zwischen diesen beiden Grammatikern und Malherbe, dem Brunot in *La doctrine de Malherbe d'après son Commentaire sur Desportes* (Paris 1891) auf S. 439 unterstellt, er habe im Konjunktiv den Modus des Zweifels gesehen. Er kann sich dabei allerdings nur auf eine Glosse zu Desportes' „Amours d'Hippolyte" berufen, wo Malherbe sagt: „*Bien que vous fussiez*, s'entend d'une chose douteuse, *bien que vous fûtes* d'une chose certaine." (Brunot op. cit. S. 440). – Im übrigen ist das Moment des Zweifels auch erst bei Oudin, nicht bei Maupas vertreten.

[17] Zur genauen Angabe aller in der „Einleitung" zitierten Werke vgl. die „Bibliographie" auf S. 410ff.

[18] Gemeint sind andere „Inflexionen" neben dem Indikativ als Modus der „affirmation".

[19] Zitiert nach der Ausgabe der *Œuvres de Messire Antoine Arnauld*, Paris 1780, tome 41. – An anderer Stelle (Kap. XIII, S. 49) ist in diesem Zusammenhang von „d'autres mouvements de notre ame, comme desirer, prier, commander etc." die Rede.

nicht mehr der des Zweifels: „Et c'est de ces dernieres sortes d'inflexions, que les Grammairiens ont fait leur *mode* appellé *subjonctif*."

Eine sehr modern anmutende interessante Auffassung vertritt der Abbé Girard im 8. *Discours* seines Buches *Les vrais principes de la langue française* von 1747. Girard unterstreicht das von späteren Grammatikern und Linguisten meist weitgehend übersehene Phänomen der engen Zusammengehörigkeit des Konjunktivs mit seinem auslösenden Verb: „(. . .) le verbe subséquent forme un seul *sens complet* avec le verbe antécédent, et dans ce rapport de *correspondance* le premier exerce une certaine influence sur la forme du second."[20]

Das Moment der Unterordnung unterstreicht auch Condillac, der schon 1775 in seiner *Grammaire*[21] erklärte, der französische Konjunktiv sei vor allem atemporal; die Tempusangabe liege ausschließlich beim übergeordneten Verbum; diese Indifferenz der „Zeit" gegenüber unterscheide ihn vornehmlich vom Indikativ.[22]

Beginn der psychologisierenden Tendenzen

Diese fruchtbaren Ansätze bei Girard und Condillac, die sich beide vom Prokrustesbett der Lateingrammatik zu lösen versuchten und sich die Strukturierung französischer Satzkonstruktionen vorurteilslos ansahen,[23] sind im 19. Jahrhundert leider nicht wiederaufgenommen worden. Man begann nun erneut, nach einer „Bedeutung" des Konjunktivs zu fragen, die ihm, mehr oder weniger losgelöst aus seiner Umgebung im Kontext, als ein ihm inhärentes Grundphänomen zugesprochen werden sollte. In Frankreich bleibt diese Richtung, beginnend mit Girault-Duvivier[24] im allgemeinen in gemäßigten Formen im Hintergrund; in Deutschland hingegen sind seit Mätzner[25] immer wieder die extremsten und abstrusesten, philosophisch oder psychologisch „untermauerten" Deutungsversuche unternommen worden.

Eine gewisse in sich widersprüchliche Kompromißhaltung wird noch in der *Grammaire des Grammaires* von Girault-Duvivier (1811) eingenommen. Das formale Prinzip der Abhängigkeit des Konjunktivs von „quelques *mots* qui précèdent"[26] wird durchaus gesehen, ja geradezu

[20] Zitiert nach Imbs op. cit. S. 53.

[21] Die *Grammaire* bildet den 5. Band seines *Cours d'Études pour l'instruction du Prince de Parme*. Über die Modi wird im 2. Teil, Kap. 9 gehandelt.

[22] Dazu s. Imbs op. cit. S. 53f. und Moignet op. cit. I, S. 66.

[23] Imbs op. cit. S. 54 nennt das bei Condillac etwas abwertend „la hantise d'un savant qui a été un des premiers à mettre en tête de la grammaire l'étude de la phrase et des types de propositions".

[24] Näheres s. unten.

[25] Vgl. S. 6 der vorliegd. Arbeit.

[26] Imbs op. cit. S. 54.

übertrieben, indem die Fälle eines unabhängigen Konjunktivs als Ellipsen deklariert werden;[27] andererseits aber wird der Konjunktiv grundsätzlich zum Modus der Unentschiedenheit („indécision") und des Zweifels erklärt.

Auch C. Ayer sieht den Konjunktiv in seiner *Grammaire comparée de la langue française* von 1851 einerseits als abhängige Form an,[28] spricht ihm aber andererseits die Fähigkeit zu, im Gegensatz zum Indikativ (welcher Tatsachen bezeichnet), die Idee der Möglichkeit auszudrücken.

Die erste konsequente Deutung des Konjunktivs auf rein psychologischer Grundlage findet sich einige Jahre früher in Deutschland bei Eduard Mätzner in der *Syntax der neufranzösischen Sprache* von 1843. Dieser erste ernst zu nehmende Verfasser einer französischen Schulgrammatik für Deutsche definiert den Konjunktiv als „Modus der reflektierten Vorstellung", d. h. der Sprechende stellt den Gehalt seiner Vorstellung dar als einen Gegenstand der Betrachtung; er reflektiert über ihn; die Begriffe der Möglichkeit, Unsicherheit oder gar Unwirklichkeit sind keineswegs integrierende Bestandteile des Konjunktivs, können aber in einzelnen Anwendungsfällen bei ihm durchschimmern. Mätzner erkennt dem Konjunktiv im Gegensatz zu den Anhängern der Unterordnungstheorie auch seinen Platz im Hauptsatz zu.[29]

Der Gedanke, daß der Konjunktiv das sprachliche Zeichen für eine irgendwie geartete „Vorstellung" sei, sollte die deutsche Konjunktivforschung sobald nicht wieder verlassen. Im Jahre 1890 erschien eine heute in Vergessenheit geratene Schulprogrammschrift von P. Venzke,[30] in der der Konjunktiv der „Modus der unselbständigen, d. h. nur mit einer anderen zu einem Ganzen verbundenen Vorstellung" genannt wird.[31]

Wilhelm Ricken, der vor allem didaktisch interessiert ist und nach

---

[27] Dieses Erklärungsprinzip stammt von den Rationalisten des 16. Jahrhunderts.

[28] Sie befindet sich normalerweise „sous le joug" eines Hauptverbs, vgl. Imbs op. cit. S. 54.

[29] Mätzners Theorie ist unverändert in seine *Französische Grammatik mit Berücksichtigung des Lateinischen* übernommen worden; s. dort, 3. Auflage, Berlin 1885, S. 356. – Ähnliches klingt auch in der Auffassung Gröbers an, der im Konjunktiv den Modus der „Projektion" sieht, d. h. dessen, was nur im Geiste des Redenden vorhanden ist (im Gegensatz zum Indikativ als dem Modus der „Perzeption"), s. Gröbers Grundriß I, 2. Auflage, S. 274.

[30] P. Venzke, *Zur Lehre vom französischen Konjunktiv.* Programm d. Gymnasiums Stargard 1890.

[31] Op. cit. S. 6. Bei konjunktivischen Hauptsätzen, die kein regierendes Verb haben, liegt nur eine regierende, nicht expressis verbis ausgedrückte Vorstellung vor, ebd. S. 10.

einer einheitlichen Konjunktivregel für den Schulgebrauch sucht, veröffentlichte im Jahre 1900 einen Aufsatz *Eine neue wissenschaftliche Darstellung der Lehre vom Subjonctif für die Zwecke der Schule*,[32] in dem die Rede vom Konjunktiv als Modus „für die als unselbständig gefaßte Vorstellung" ist.[33] Was damit gemeint ist, wird näher erläutert: „Unselbständig (. . .) ist eine Vorstellung dann, wenn sie einer anderen, selbständigen, herrschenden Vorstellung innerlich untergeordnet und unterworfen, gleichsam ‚untergebunden' ist, so daß sie eine selbständige Bedeutung neben jener nicht hat", mit anderen Worten, der Konjunktiv stehe im Nebensatz nur dann, wenn Hauptsatz und Nebensatz, selbständig gebraucht, keinen oder zum mindesten nicht den vom Sprechenden gewünschten Sinn haben. Das ist natürlich leicht zu widerlegen; der Sinn der beiden Äußerungen *Je regrette qu'il vienne* mit Konjunktiv und *Il vient*; *je le regrette* mit Indikativ dürfte derselbe sein.[34] Wissenschaftsgeschichtlich ist diese Theorie dennoch interessant, da von hier ein direkter Weg zu Lerchs These vom Konjunktiv als dem Modus des „psychologischen Subjekts" führt, die immerhin auch heute noch vielfach in modifizierter Form vertreten wird.[35]

Außerhalb dieser Linie, deren Vertreter den Konjunktiv auf irgendeine Weise mit einer psychologisch bedingten oder zum mindesten psychologisch ausdeutbaren Unterordnung in Beziehung setzen,[36] stehen die Auffassungen bei Hermann Soltmann in seiner *Syntax der Modi im modernen Französisch* (1914), bei J. Haas in der 1916 erschienenen *Französischen Syntax*[37] und bei Eugen Lerch in seinem Erstlingswerk über den französischen Konjunktiv, dem seinerzeit berühmten Büchlein *Die Bedeutung der Modi im Französischen* (1919).

Für Soltmann spiegelt der Konjunktiv das Gefühl der Unsicherheit

---

[32] ZfSL 22 (1900), S. 273–281.

[33] Die gleichen Gedanken werden wiederaufgenommen in NS 28 (1921) 134–152 und ergänzt ebd. 30 (1922) 172–174. – Der Titel des Aufsatzes in NS 28 enthält den Terminus „unterbindender" Modus.

[34] Vgl. dazu auch die Bemerkung zu Regula in vorliegd. Arb. S. 11.

[35] Moignet op. cit. I, S. 67 sieht in Girard und besonders in Condillac Vorläufer der Theorie von Ricken – zu Unrecht, wie wir meinen. Die beiden Franzosen des 18. Jahrhunderts sind in Wahrheit viel moderner; sie psychologisieren nicht; es ist bei ihnen nirgends die Rede von „unselbständigen Vorstellungen". Sie betonen einen engen Zusammenhang zwischen dem sprachlichen Zeichen „Konjunktiv" und dem auslösenden Verb, teils im Hinblick auf die Bedeutung („sens complet" bei Girard), teils im Hinblick auf die Tempusangabe (Condillac). Das hat nichts mit Vorstellung zu tun.

[36] Auf dieser Linie entwickelt sich dann in den zwanziger Jahren die scharfe Polemik zwischen Lerch, Kalepky und Regula.

[37] So auch in seinen anderen Arbeiten, s. „Bibliographie" S. 412.

wider (im Gegensatz zum Indikativ als dem Modus der Sicherheit),[38] für Haas ist er der Modus der bloßen Irrealitätsvorstellung.[39] Bei Lerch, der sich strikt gegen jede Unterordnungs- oder gar Ellipsen-Theorie wendet, findet sich dann erstmalig ein scharfer Dualismus auf der Ebene der „Bedeutung". Hier wird, historisch untermauert, ein „Konjunktiv des Begehrens" (etwa dem klassischen *optativus* entsprechend) von einem „Konjunktiv der Unsicherheit"[40] (ungefähr dem klassischen *potentialis* entsprechend) unterschieden.[41] Schwierigkeiten entstehen dabei natürlich, wenn es nun praktisch um die Zuteilung der einzelnen syntaktischen Typen zu jeweils einer der beiden Gruppen geht. So wird der Konjunktiv im Konzessivsatz der Gruppe des Begehrens zugeordnet, weil hier angeblich eine anmaßende Forderung vorliegt;[42] der Konjunktiv nach den sogenannten Verben der Gemütsbewegung wird als Konjunktiv der Unsicherheit, die von Natur aus den subjektiven Gefühlen eigen sein soll, aufgefaßt[43] usf.

Selbst Karl Voßler erhebt in einer Besprechung gegen eine solche starre Verteilung der Verwendungstypen berechtigte Bedenken.[44] Andererseits unterstützt er die These vom Konjunktiv der Unsicherheit nach den Affektverben in dem berühmten Passus,[45] in dem er für diese Entwicklung den „Traité des Passions de l'Âme" Descartes' verantwortlich macht – die Gemütsbewegungen als subjektive Trübungen der Ratio veranlassen die Setzung des Konjunktivs![46]

Die Polemik in den zwanziger Jahren

Einen folgenschweren Schritt für die weitere Diskussion tut Lerch dann 1920 in seinem Aufsatz *Der Konjunktiv des psychologischen Subjekts im Französischen*,[47] wo er den Terminus „Konjunktiv der Unsicherheit" aufgibt und hier erstmalig die Bezeichnung einführt, die im Titel des

[38] Op. cit. S. 2ff.

[39] Haas unterscheidet zwei Arten von Irrealität, eine der Nicht-Existenz und eine, die nur eine veränderte Auffassung der Wirklichkeit darstellt (op. cit. S. 421), ein Gedanke, der später von Tanase (s. vorliegd. Arb. S. 18) wieder aufgenommen wird (vgl. auch Moignet op. cit. I, S. 43).

[40] Der Terminus ist vermutlich von Soltmann übernommen.

[41] Strohmeyer hat die Lerchsche Zweiteilung in seine Schulgrammatik übernommen und in allen Auflagen wiederholt.

[42] Op. cit. S. 45ff.

[43] Op. cit. S. 84ff.

[44] LgrP 40 (1919) S. 246–251.

[45] Karl Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung, Heidelberg 1921, S. 317f.

[46] Lerch nimmt diese kuriose Deutung positiv bewertend in seine *Historische Syntax*, Bd. 2, S. 85 auf.

[47] NS 27 (1920) S. 338–344.

Aufsatzes genannt ist. „Der Konjunktiv steht", sagt er, „in que-Sätzen und Relativsätzen, die psychologisches Subjekt sind",[48] d. h. also, die den Teil der Aussage darstellen, der als beim Hörer schon bekannt vorausgesetzt und lediglich besprochen wird; es ist das, worüber die Aussage gemacht wird. Wir brauchen uns mit dieser Auffassung nicht im einzelnen auseinanderzusetzen; ein einziges typisches Gegenbeispiel mag genügen: *Tu vois bien que l'ami est venu.* Dem Hörer ist bekannt, daß der Freund gekommen ist; das wird mit dem *Tu vois bien* ausdrücklich gesagt; die Ankunft wird besprochen – und dennoch erscheint in diesem Typ nie ein Konjunktiv!

In den folgenden Abhandlungen, die schon im Rahmen der Auseinandersetzung mit Regula und Kalepky stehen, versucht Lerch dann, zu einer monistischen Auffassung des Konjunktivs zu gelangen, so besonders 1928 in seinem Aufsatz *Zum Konjunktiv des psychologischen Subjekts*,[49] wo er diesen Typ historisch aus dem Konjunktiv des Begehrens abzuleiten versucht. Er bedient sich dabei folgender gekünstelter Analyse: *Je m'étonne qu'il soit venu* = „Er soll gekommen sein? Das wundert mich!" Dabei heißt seiner Ansicht nach „er soll gekommen sein" soviel wie „du willst (= meinst), daß er gekommen ist", es handele sich also im Prinzip um ein Begehren.[50] Auch auf diese abwegige Deutung brauchen wir nicht weiter einzugehen.[51]

Moritz Regula tritt 1925 mit einem Aufsatz *Über die modale und psychodynamische Bedeutung der französischen Modi im Nebensatze*[52] in die bereits zwischen Lerch und Kalepky begonnene Auseinandersetzung ein und baut seine Lehre im Laufe der folgenden Jahre in zahlreicheren weiteren Publikationen zu einem System aus[53]. Regula fußt auf der sogenannten Annahme-Theorie des Philosophen Meinong, von dem er auch die Terminologie größtenteils übernimmt. Aus seinen Ausführungen ergibt sich folgende Formel für die Bedeutung der Modi: Der Indikativ steht, wenn das Objektiv (damit meint er den Inhalt des Nebensatzes) geurteilt wird (er sagt dazu auch „penetrativ gesetzt"), der Konjunktiv dagegen, wenn das Objektiv beurteilt oder nur „vorstellungsmäßig erfaßt", „bloß ergriffen", d. h. „gedanklich affiziert" wird. Das ist im wesentlichen nichts anderes, als Lerchs Theorie vom Konjunktiv des psychologischen Subjekts: Der Inhalt des Nebensatzes bringt nichts Neues; er stellt bereits Bekanntes zur Beurteilung vor.

---

[48] Op. cit. S. 339.

[49] NS 36 (1928) S. 81–104.

[50] Op. cit. S. 82.

[51] Vgl. auch Moignet op. cit. I, S. 19ff.

[52] ZrP 45 (1925) S. 129–197.

[53] Eine vollständige Aufführung der Arbeiten Regulas über den Konjunktiv findet sich in der „Bibliographie" S. 414f.

Innerhalb des Konjunktivs macht Regula dann aber zunächst noch einen Unterschied zwischen einem sogenannten modalen Konjunktiv, nämlich dem des Begehrens, der dann vorliegt, wenn das „Objektiv", wie er meint, akutbetont ist, etwa in *Je veux que tu viennes*, und einem „thematischen" oder „psychodynamischen" Konjunktiv, dem eigentlichen Konjunktiv des Beurteilungsgegenstandes, des psychologischen Subjekts, in dem das „Objektiv" angeblich gravisbetont sein soll, so etwa nach den Verben des Affekts. Später nennt Regula diesen letzteren Konjunktiv den amodalen, womit er sich Kalepkys Auffassung annähert.[54]

Die ursprüngliche Einheitlichkeit des Konjunktivs, die Regula ebenso wie Lerch am Herzen liegt, will er dann in dem Aufsatz *Über die Beziehungen zwischen Erfassungsart, psychologischem Gewicht und Modalität des Denkinhaltes*[55] dadurch erklären, daß sein amodaler Konjunktiv allmählich durch Entmaterialisierung aus dem modalen Konjunktiv entstanden sei; der Übergang liege bei Verben wie *aimer*,[56] wo das Begehrungselement allmählich verblaßte und sich die bloße Beurteilung durchsetzt. Der Konjunktiv bezeichnet alle Gegenstände, die „der Setzung ihres Bestandes entbehren", d. h. er bezeichnet Gedachtes. In seinem 1951 erschienenen Buch *Grundlegung und Grundprobleme der Syntax* heißt es auf S. 141, der Konjunktiv, „Ergreifer", „Gleiter", sei der „Modus der vorstellungsmäßigen Erfassung oder Gedachtheit, (. . .) das Kennzeichen aller Denkgegenstände (höherer Ordnung), die der sicher ‚entscheidenden' Seinsart entbehren. Es sind dies vor allem die Begehrung, die explizite Annahme und das mit herabgesetztem Überzeugungsgrad gefällte Urteil." Kurz und prägnant wird anläßlich einer Rezension der Grammatik von Klein-Strohmeyer[57] noch einmal – verbunden mit der Klage, wie oft man das eigentlich noch lehren solle – behauptet: „Der *be*urteilte Inhalt des *Que*-Satzes steht im Konjunktiv, der *ge*urteilte im Indikativ."[58]

Regula legt an die Sprache die Maßstäbe der traditionellen Logik an und setzt als gesichert voraus, daß es jedem Sprecher, wenn er einen que-Satz äußert,[59] darauf ankommt, ein Urteil zu setzen oder etwas vorher Gesagtes zu beurteilen. Nehmen wir einmal an, diese unbewiesene Prämisse wäre richtig, dann bleibt es doch immerhin sehr fraglich, ob

---

[54] Vgl. S. 11 der vorliegd. Arb.

[55] Jahrbuch f. Philologie (= Idealistische Philologie) 3 (1927/28) S. 273–298.

[56] Ebda S. 289.

[57] ZfSL 72 (1962) S. 87–95.

[58] Ebda S. 90.

[59] Regulas Theorie erweist sich schon dadurch als defektiv, daß er sich in seinen Beispielen fast ausschließlich auf die Verhältnisse in den que-Sätzen beschränkt. Darauf macht auch Moignet op. cit. I, S. 23 n. 2 aufmerksam.

die formale Opposition zwischen Indikativ und Konjunktiv als sprachliche Zeichen für diese logische Opposition von „geurteilt" und „beurteilt" fungiert. Schließlich ist es sinngemäß – zum mindesten in bezug auf eine „Beurteilung des Objektivs" im Sinne Regulas – das gleiche, ob ein Sprecher sagt *Je regrette qu'il soit arrivé*[60] oder *Il est arrivé – je le regrette* oder *Je regrette son arrivée.* Regula müßte seiner eigenen These gemäß zugeben, daß in allen drei Fällen der außersprachliche Sachverhalt einer Ankunft „beurteilt" wird. Das gilt durchgängig für die Gegenüberstellung von konjunktivischen und indikativischen Beispielen mit jeweils gleichem auslösendem Verbum, die Regula zur Erhärtung seiner These noch 1958 als Beiträge zu den Theorien von Paul Imbs veröffentlicht hat.[61] Sein *C'est dommage que ce n'est pas la mode*[62] setzt er mit einem *malheureusement ce n'est pas la mode* gleich; warum verfährt er nicht genauso bei seinem konjunktivischen Beispiel *C'est dommage que vous n'ayez pas été au commencement?* Ist *Malheureusement vous n'avez pas été au commencement* sinngemäß etwas grundlegend anderes? Wird im letzteren Falle die Abwesenheit des X. nicht genauso „beurteilt" (nämlich bedauernd)? Gerade solche Kommutationsproben[63] beweisen zur Genüge die Abwegigkeit der Lehre Regulas. Man sollte es aufgeben, die aus irgendeiner Philosophie gewonnenen Erkenntnisse – die in sich durchaus richtig sein mögen – als sprachbildende Faktoren anzusehen, sie in das System einer Sprache, der *langue* im Sinne de Saussures, einzubauen und dann nachträglich an die gesprochenen bzw. geschriebenen Äußerungen, die *parole* heranzugehen (oder gar mit selbstgemachten Beispielen zu arbeiten), um die dort vorgefundenen Gegebenheiten gemäß der privaten Theorie zu interpretieren. Wenn eine sprachliche Äußerung wirklich ein Urteil oder eine Beurteilung enthält, dann wird das nicht durch eine bestimmte Verbform, sondern durch den gesamten Kontext ausgedrückt.

Zu einem der schärfsten Gegner dieser von Lerch und Regula vertretenen Richtung entwickelte sich im Laufe der zu einer unerfreulichen Polemik ausartenden Diskussion über den Konjunktiv Theodor Kalepky. Dieser wendet sich besonders gegen Lerchs Konjunktiv des psychologischen Subjekts und wird von seinem Antagonisten gründlich mißverstanden. Zwischen Kalepky und Regula gibt es hingegen gewisse Berührungspunkte, die vielleicht aber doch nur terminologischer Natur sind; sie haben zum Beispiel beide einen „amodalen" Konjunktiv.

Kalepky hatte schon 1894 in einem Aufsatz unter dem Titel *Vom*

---

[60] Vgl. auch unsere Bemerkungen zu Ricken auf S. 7.

[61] *Encore le problème du subjonctif (Contributions aux théories de P. Imbs).* ZrP 74 (1958) S. 259–275.

[62] Ebda S. 262.

[63] Zur Kommutationsprobe s. vorliegd. Arb. bes. S. 104ff.

begriffbildenden Konjunktiv[64] diesen als Modus der Ignorierung des Realitätsmoments bezeichnet. Er gelangte allmählich zu der Auffassung, daß der Konjunktiv überhaupt jeder modalen Bedeutung entbehre. Diesen seinen amodalen Konjunktiv setzt er 1927 in seiner grundlegenden Abhandlung *Die Modi des französischen Verbs*[65] dem Infinitiv und dem Gerundium (das er „Gerundial" nennt) gleich; der Unterschied liege lediglich darin, daß er sich diesen beiden ebenfalls amodalen grammatischen Kategorien durch die Möglichkeit, Person und Tempus zu unterscheiden, überlegen zeige. Ein Wollen z. B. wird niemals durch die Konjunktivform ausgedrückt, sondern „stets entweder (explizite) durch besondere Worte oder (implizite) durch die (. . .) (integrierende Bestandteile der Sprache bildenden) Ersatzmittel", d. h. Gebärden usw.[66] Der amodale Konjunktiv wird angewandt, wo der Sprechende Irreales aussagt, oder aber Reales, dessen Realität besonders auszudrücken er keinen Anlaß hat.

Kalepky geht zwar wie alle seine Vorgänger und seine Zeitgenossen von der für unumstößlich gehaltenen Prämisse aus, der Indikativ sei der „Modus der Realität".[67] Daher kann er sich auch noch nicht davon lösen, den Konjunktiv nach wie vor irgendwie mit der „Irrealität" zu verbinden. Das interessante Neue bei ihm ist aber der Versuch, die Form „Konjunktiv" in Hinsicht auf ihre morphologische Struktur und ihre Distribution mit anderen Verbformen zu vergleichen und sie gegen diese abzusetzen. Hier wie auch in der Aufwertung von Kontext und Situation sind erste Ansätze zu einer strukturalen Betrachtungsweise gegeben. Daß Kalepky mit dieser Methode zur Blütezeit der Idealistischen Neuphilologie keinen Erfolg haben konnte, liegt auf der Hand.[68]

Völlig im Banne dieser Idealistischen Neuphilologie stehen die Ar-

---

[64] ZrP 18 (1894) S. 159–174.

[65] ZfSL 50 (1927) S. 450–463.

[66] Ebda S. 457. – Wir würden heute sagen „durch Kontext und Situation".

[67] Hierzu s. Teil 1, Kap. 7, S. 119ff. der vorliegd. Arb.

[68] Kalepkys *Neuaufbau der Grammatik*, Leipzig u. Berlin 1928, enthält trotz seiner eigenwilligen deutschsprachigen Terminologie ausgezeichnete und sehr moderne Gedanken. Die für unsere Frage interessante, in seinen Aufsätzen vorgebildete Zusammenfassung von Konjunktiv, Infinitiv und Gerundium weist bereits auf die „Semitempora" Harald Weinrichs hin (vgl. Harald Weinrich, *Tempus*. Stuttgart 1964, S. 277ff.), wenngleich sich natürlich Abweichungen im einzelnen finden. So wird man dem Infinitiv heute nicht mehr die Fähigkeit absprechen, Tempus zu bezeichnen *(chanter – avoir chanté)*, selbst Personenmerkmale kann er annehmen (der lateinische AcI! Vgl. dazu vorliegd. Arb. S. 249.). Die Tempuskennzeichnung beim Konjunktiv bezog sich bei Kalepky auf die Unterscheidung der Typen *qu'il vienne* und *qu'il vînt*; hier ist die Auffassung heute ebenfalls eine andere (vgl. S. 80ff.).

beiten von M. Merck und Étienne Lorck. Merck verfaßte unter Karl Voßler 1925 eine Dissertation *Beitrag zur Modusforschung im Französischen*, in der er als einheitliche Ursache für die Setzung des Konjunktivs im Französischen den Affekt ansieht,[69] und Lorck stellt in seiner Abhandlung *Die Sprachseelenforschung und die französischen Modi*, die im Jahrbuch für Philologie[70] 1925 und 1927 erschien, die kühne Behauptung auf, wer frei dem inneren Antrieb folgt, lasse sich bei der Moduswahl vom Gefühl bestimmen.[71] Dabei klammert Lorck die Routinesprecher, die die Sprache gewohnheitsmäßig handhaben, wie selbstverständlich aus. Zitate wie „An die Stelle der Grammatik tritt die Sprachseelenforschung, die Sprachseelenkunde", deren Aufgabe es ist, „die Seelenkräfte aufzudecken, die in der Sprache wirksam sind"[72] oder „In den Modalformen bekundet sich das seelische Verhalten des Denkenden-Sprechenden gegenüber einem Bewußtseinsinhalt (. . .)"[73] kennzeichnen hinreichend die Richtung, in der sich diese Forschung bewegte.

Ein auf einer psychologischen Analyse aufbauendes System versucht auch, ohne sich wesentlich um die wirklichen sprachlichen Gegebenheiten zu kümmern, K. Ettmayer in seiner *Analytischen Syntax der französischen Sprache* (1930–1936) aufzustellen. Seine verworrenen und uneinheitlichen Darlegungen laufen auf eine mehr oder weniger in das Indogermanische rückverlegte Zweiteilung des Modusbereichs in „intentionale" und in „intentionierte" Modi hinaus.[74] Dabei wird der von Ettmayer hier postulierte Unterschied nirgends hinreichend klar.[75] Die intentionalen Modi sollen angeblich unmittelbar die Willenserwartung ausdrücken, während die intentionierten Modi den Vorgang als intendierten Gegenstand der Willenserwartung angeben.

Mit dem Ausgang der dreißiger Jahre gelangte die Diskussion über den französischen Konjunktiv in Deutschland zu einem vorläufigen Abschluß. Wir haben daher hier zeitlich etwas vorausgegriffen. Diese Durchbrechung unserer chronologischen Darstellung rechtfertigt sich wegen der starken Verzahnung, die in der wechselseitigen Beeinflussung und der gegenseitigen Abgrenzung der damals gleichzeitig diskutierten Theorien zum Ausdruck kommt. Wir werfen nun einen Blick auf die Forschungsergebnisse des Auslandes, wobei verständlicherweise die Meinungen der französischen Syntaktiker quantitativ an der Spitze rangieren.

---

[69] Trotz der historischen Tatsache, daß gerade die Affektverben im Altfranzösischen fast ausschließlich den Indikativ bei sich hatten!

[70] Jahrbuch f. Philologie 1 (1925) S. 24–54 und 2 (1927) S. 188–208.

[71] Ebda 1, 34.

[72] Ebda 1, 25.

[73] Ebda 1, 30.

[74] Op. cit. II, S. 902ff. – Der Indikativ ist für Ettmayer kein Modus.

[75] Vgl. dazu auch die Kritik Moignets op. cit. I, S. 24f.

Ferdinand Brunot nimmt in seinem bekannten Werk *La Pensée et la Langue*, das in der ersten Auflage 1922 erschien, zunächst noch eine zögernde Haltung dem Konjunktiv gegenüber ein. In gewisser Hinsicht sieht er im Konjunktiv noch immer den Modus des Zweifels,[76] erweist sich aber dennoch[77] als ein scharfer Gegner jeder logischen oder psychologischen Ausdeutung des Konjunktivs. Es hieße seine Zeit vergeuden, wollte man einheitliche oder gar dauernde Werte der Modi suchen. Die Sprachgewohnheit ist für Brunot die einzige Beherrscherin des Modusgebrauchs; die Modi werden rein mechanisch und unlogisch angewandt. Der Gedanke der „servitude grammaticale"[78] spielt bei ihm erstmalig eine wesentliche Rolle in der Beurteilung des Konjunktivs. Bezeichnenderweise betont Moignet[79] bei seiner Analyse der Gedanken Brunots über den Konjunktiv die Tatsache, daß dieser ihn als Modus des Zweifels ansieht, während Imbs[80] gerade die Rolle der „servitude grammaticale" in Brunots Modustheorie hervorhebt. Zwar heißt es bei Brunot[81]: „(. . .) il est certain qu'un doute planant sur une idée amène souvent la substitution du subjonctif à l'indicatif"; unmittelbar vorher aber sagt er: „On a dit longtemps que le subjonctif est le mode du doute. Il y a beaucoup à rabattre de cette affirmation (. . .)."

L. Clédat, der zunächst in seiner *Grammaire classique de la langue française* (1896) den Konjunktiv als Ausdruck einer untergeordneten und gleichzeitig dem Zweifel unterworfenen Handlung[82] angesehen hatte, also eine Kombination von formaler und psychologischer Deutung versuchte, löst sich in seiner sich über einige Jahre erstreckenden Artikelserie *En marge des grammaires* in der *Revue de Philologie française* besonders bei einer kritischen Betrachtung von Brunots oben genanntem Werk[83] von dieser Auffassung und sieht nun im Konjunktiv den Modus der „action simplement (seulement) envisagée".[84] Dieser Terminus sollte bei den Späteren bis hin zu Moignet Schule machen. Der Konjunktiv drückt danach etwas aus, was nur ins Auge gefaßt, geplant, in Betracht gezogen, aber nicht eigentlich bestätigt wird[85].

---

[76] So z. B. op. cit. 3. Aufl. 1953, S. 536.
[77] Vgl. z. B. in der 3. Aufl. von 1953, S. 511ff.
[78] Op. cit. passim; s. dort Index S. 945.
[79] Op. cit. I, S. 42.
[80] Op. cit. S. 55.
[81] Op. cit. S. 536.
[82] Vgl. Moignet op. cit. I, S. 40.
[83] RPh 35 (1923) S. 82–124.
[84] Ebda, z. B. S. 89, 122, 124.
[85] Ebda S. 105.

Ganz im Sinne Brunots argumentiert L. Foulet in seiner *Petite syntaxe de l'ancien français* von 1923. Zwar ist nach ihm in der literarischen Sprache auch heute noch der Konjunktiv, soweit grammatische Regeln ihn nicht fest einschnüren, ein gewisses Stilmittel; in der Umgangssprache jedoch gibt es streng genommen gar keinen Konjunktiv mehr, sondern zwei morphologisch verschiedene aber modal gleichwertige Formen des Indikativs: *je viens* und *je vienne* sind genau dasselbe; die Anwendung der einen oder der anderen Form aus dieser „double série" wird von „règles traditionnelles et obscures" bestimmt.[86] Nur dem altfranzösischen Konjunktiv spricht Foulet noch oppositionelle Funktionen zu; damals sei er der Modus des Zweifels gewesen.[87] Wir haben es hier mit einer Sehweise zu tun, die entschieden den moderneren Auffassungen nahekommt.[88]

Der Holländer Willem van der Molen ist einer der wenigen ausländischen Forscher, die sich ganz der psychologisierenden Richtung verschrieben haben. In seinem Buch *Le subjonctif, sa valeur psychologique et son emploi dans la langue parlée* von 1923 spricht er vom Konjuktiv als dem Modus der Subjektivität.[89] Er verwahrt sich vor allem gegen Brunots und Foulets mechanistische Auffassung, betont die feinen psychologischen Unterschiede, die sich in der Opposition von Indikativ- und Konjunktivsetzung auch heute noch evident bemerkbar machen[90] und erklärt den allmählichen Verlust des Konjunktivs im täglichen Gebrauch (aller noch lebenden indogermanischen Sprachen) dahingehend, daß der moderne Mensch eine weniger gefühlsbetonte, sondern mehr logisch bestimmte Haltung einnimmt.[91] Außerdem wird die angebliche Schwierigkeit der Formen für den Rückgang verantwortlich gemacht.[92]

Als Modus der Vorstellung erscheint der Konjunktiv dann noch einmal bei H.-F. Field in dem 1925 erschienenen Aufsatz *Comparative Syntax and some Modern Theories of the Subjunctive*.[93] Field bedient sich dabei sogar ausdrücklich des deutschen Terminus „Vorstellung", den

---

[86] In der 3. Aufl. Neudruck 1963, S. 205.

[87] Ebda S. 206.

[88] Moignet op. cit. I, S. 71 nimmt besonders gegen Foulets Auffassung des Konjunktivs als „fossile linguistique" Stellung.

[89] Op. cit. S. 36.

[90] Vgl. bes. seine Bemerkungen zu *je ne doute pas*, op. cit. S. 16f.

[91] Op. cit. S. 133f.

[92] Diese seltsame Meinung kann man immer wieder – auch in bezug auf das Passé simple – lesen. Hier wird natürlich Ursache und Wirkung verwechselt. Die Formen sind nicht geschwunden, weil sie von Hause aus schwierig sind – sie sind es um kein Haar mehr als jede beliebige andere Verbform – sondern umgekehrt: Sie erscheinen heute als schwierig, eben weil sie selten gebraucht werden und daher ungeläufig wurden.

[93] MPh 23 (1925/26) S. 210–224.

er mit „mental representation" übersetzt.[94] Interessanterweise stellt er darüber hinaus aber fest, daß man über den Konjunktiv in untergeordneten Sätzen nichts Endgültiges sagen kann („through lack of evidence"), da alles eigentlich im Kontext zur Genüge ausgedrückt wird.[95] Dieser Blick auf den Kontext ist ein fortschrittlicher Gedanke, der leider nirgends genügend berücksichtigt oder mindestens stets schamhaft verschwiegen worden ist.

Eine Zweiteilung der Modi nach dem Gesichtspunkt der „Realität" und der „Eventualität" schwebt K. Sneyders de Vogel in der *Syntaxe historique du français* von 1927 vor; der Konjunktiv ist nach ihm der Modus der Eventualität, die zwischen der Realität und der Irrealität liegt.[96]

Für Charles Bally in der *Linguistique générale et Linguistique française* (1932) ist der Konjunktiv ein überflüssiges sprachliches Zeichen geworden, dessen Setzung völlig willkürlich ist,[97] so willkürlich wie das sprachliche Zeichen überhaupt. So wie etwa das Adjektiv *valide* ein Substantiv *validité* und nicht *validitude* neben sich hat, so willkürlich wie die Formation *bonté* aus *bon*, so unvorhersehbar und unerklärlich erscheint eben auch etwa der Indikativ nach *je crois*, der Konjunktiv nach *je doute*. Wir haben hier in extremistischer Form die Auffassung Brunots und Foulets vor uns; wir werden uns mit dem Gedanken der Willkür im Hinblick auf das Auftreten des Konjunktivs nach bestimmten Verballexemen noch eingehend zu beschäftigen haben.[98]

Auf einen besonderen Typ des Konjunktivs im modernen Schriftfranzösisch, den sie „subjonctif du ‚snobisme'" nennen, machen Ferdinand Brunot und Charles Bruneau im *Précis de Grammaire historique de la Langue française* (1933) aufmerksam.[99] Der Konjunktiv tendiert mehr und mehr dazu, ein vornehmer („distingué"), literarischer, akademischer Modus zu werden. Damit wird implizit ausgesprochen, daß ihm eine eigenständige „modale" Bedeutung in den meisten Fällen nicht mehr zukommt und er bestenfalls als ein Stilistikum anzusehen ist.

Der „Modus der psychischen Energie", des „vitalen Dynamismus" ist der Konjunktiv für Georges und Robert Le Bidois in ihrem umfangreichen 1935 erschienenen zweibändigen Werk *Syntaxe du français moderne*; er ist „le plus mode de tous les modes, par quoi il faut entendre le plus en relation avec l'âme, le plus en harmonie avec ses modalités profondes, en d'autres termes, le plus chargé de sentiment et d'inten-

---

[94] Op. cit. S. 213.
[95] Ebda S. 219.
[96] Op. cit. S. 153f.
[97] „Le conditionnement est arbitraire", op. cit. 3. Aufl. S. 158.
[98] Vgl. T. 1, Kap. 7, S. 119ff. der vorliegd. Arb.
[99] In der 5. Aufl. von 1949 auf S. 559.

tions (. . .). Toute notre âme paraît s'y imprimer; ses plus fortes, ses plus fines vibrations y viennent retentir."[100] Die Verfasser leugnen jede Abhängigkeit des Konjunktivs von irgendeinem „regierenden" Verb. In *Je veux qu'il vienne* wird der Sachverhalt des Willens nicht etwa durch das Verb *je veux*, sondern einzig und allein durch die Form *vienne* ausgedrückt. Moignet[101] bemerkt dazu mit Recht: „Cela signifie, (. . .) qu'on a ici affaire à la parataxe: *Je veux : qu'il vienne!* Mais alors, s'il s'agit de *Je veux que tu viennes*, dira-t-on de même: *Je veux : que tu viennes!* Cet ordre à la seconde personne du subjonctif est bien étrange! Et que dire de: *Il veut : que je parte!* ? Il nous semble bien difficile de placer l'idée de volonté ailleurs que dans le verbe *vouloir*." Und was den „dynamisme vital" anbelangt, so fragt sich Moignet,[102] wo dieser denn eigentlich bei Wendungen wie *Soit A égal à B* oder *Il est le seul qui le sache* u. ä. zu finden sei. Trotz (oder wegen ?) dieser extrem psychologisierenden Auffassung des Konjunktivs ist Robert Le Bidois bis heute einer der populärsten französischen Forscher auf diesem Gebiet; das beweisen seine laufend in Le Monde erscheinenden grammatischen Plaudereien über dieses Thema.[103]

In diese psychologisierende Richtung ordnen sich auch J. Damourette und E. Pichon ein, deren *Essai de grammaire de la langue française*[104] sich im fünften Band mit den Modi[105] beschäftigt. Für die beiden Verfasser ist der Indikativ der „mœuf du jugement", der Modus des Urteils, dem der Konjunktiv als „mœuf du non-jugement" gegenübersteht. Auf die enge Berührung dieser Auffassung mit der Lerchs vom Konjunktiv als dem Modus des „psychologischen Subjekts" macht Moignet[106] zu Recht aufmerksam. Im übrigen ist es interessant, zu sehen, wie Damourette und Pichon einerseits und Regula andererseits ein und dasselbe Phänomen geradezu gegenteilig fassen: Was für Regula der Gegenstand des „Be-urteilens" ist,[107] eben dieses psychologische Subjekt, das bereits Bekannte, das nur zwecks Beurteilung wieder in die Rede aufgenommen wird, das ist für Damourette und Pichon gerade ein Zeichen der „Nicht-Beurteilung", des „non-jugement". Auf Einzelheiten der leider mit einer privaten Terminologie unerträglich belasteten Interpretationen zu der umfangreichen und ergiebigen Beispielsammlung bei

[100] Op. cit. I, S. 501.

[101] Op. cit. I, S. 35.

[102] Op. cit. I, S. 37.

[103] So z. B. *Pour et contre l'imparfait du subjonctif*, Le Monde 25. 3. 59; *Réflexions sur le subjonctif*, ebda 14. 10. 60; *Que vouliez-vous qu'il fît contre trois?* ebda 2. 11. 60.

[104] Mit dem bezeichnenden Obertitel *Des mots à la pensée.*

[105] Die Autoren nennen den Modus mit einem archaischen Wort *le mœuf*!

[106] Op. cit. I, S. 51.

[107] Vgl. vorliegd. Arb. S. 9–11.

den beiden Autoren kommen wir an geeigneter Stelle in dieser Arbeit noch öfter zurück.[108]

Auf die interessanten Untersuchungen, die Georges Gougenheim in seinem stark von den Methoden der Phonologie beeinflußten Buch *Système grammatical de la langue française* von 1938 anstellt, wird im einzelnen noch zurückgegriffen werden.[109] Für Gougenheim spielt die „servitude grammaticale" wieder eine eminent wichtige Rolle; er verkennt aber nicht, daß der Konjunktiv durchaus noch oft in Opposition zum Indikativ steht, d. h., daß ein Austausch innerhalb des sonst unveränderten Kontexts den Sinn der Äußerung ändern würde.[110] Sofern sich eine solche Opposition feststellen läßt, spricht Gougenheim dem Konjunktiv die Funktion zu, sprachliches Zeichen für eine nicht realisierte, sondern nur ins Auge gefaßte Handlung zu sein. Wir finden bei ihm wieder wie bei Clédat[111] den Terminus „action simplement envisagée" im Gegensatz zu der im Indikativ ausgedrückten „action réalisée".[112]

Eine etwas anachronistisch anmutende Wiederaufnahme der Gedanken von Haas[113] findet sich in jüngerer Zeit in dem *Essai sur la valeur et les emplois du subjonctif en français*, einer 1943 erschienenen Thèse von Eugène Tanase. Der Konjunktiv ist für ihn der Modus der „nichtexistenten Handlung" („action non-existante").[114] In dieser von Tanase augenscheinlich als ursprünglich aufgefaßten Funktion erscheint der Konjunktiv aber nie; der Verfasser unterscheidet daher vier verschiedene einschränkende Abstufungen dieser Nicht-Existenz: Eine noch nicht bestehende Handlung („action non-encore-existante"), Bsp. *Je veux que P. parte*; eine für den Sprecher aus seiner Unkenntnis heraus noch nicht existierende Handlung („action non-existante par rapport-à-la-connaissance-du-sujet-parlant"), d. h. eine Eventualität, Bsp. *Il est possible que P. soit parti*; eine Handlung, die zwar existent aber nicht absolut bestimmt, fixiert, feststehend ist („action existante ... pourvu qu'elle ne présente pas certains caractères de déterminé, d'absolument fixé, stable"), Bsp. *Où que vous soyez, n'oubliez pas que ...*; schließlich eine zwar bestehende Handlung, deren Existenz aber irgendwie unberücksichtigt bleibt („action qui n'est pas considérée à dessein dans son existence même"), Bsp. *Dans ce cas, je comprends qu'il soit parti.*[115]

---

[108] Vgl. bes. S. 134ff.

[109] Vgl. bes. S. 182ff.

[110] Mit diesem Fragenkomplex wird sich die vorliegende Arbeit in erster Linie zu beschäftigen haben; s. dazu bes. S. 86ff.

[111] Vgl. oben S. 14.

[112] Op. cit. S. 187–206.

[113] Vgl. vorliegd. Arb. S. 8.

[114] Der Indikativ ist nach Tanase der Modus der Tatsache oder der existenten Handlung. Vgl. zu seiner gesamten Einteilung op. cit. S. 321f.

[115] Zur Kritik vgl. Moignet op. cit. I, S. 43–45.

C. de Boer vertritt in seiner *Syntaxe du français moderne* von 1947[116] wieder den Gedanken der „psychologischen Unterordnung". Er unterscheidet, streng dualistisch, zwei Konjunktivtypen: Einen psychologisch unabhängigen, der meist eine Nuance des Wollens aufweist[117] und einen, der psychologisch irgendwie von der im Hauptsatz ausgedrückten Idee abhängig ist (den ersten nennt er „subjonctif du premier plan", den zweiten „subjonctif du second plan").[118] Wohlverstanden, es handelt sich hier nicht um Unterordnung im formal-grammatischen Sinne, sondern um die Unterordnung unter eine tragende Idee der Gesamtäußerung. De Boer sagt uns nicht, woher er diese kennt, legt uns aber doch nahe, daß er den Inhalt des den Konjunktiv auslösenden Verbums meint, wenn er sagt, daß auch in *je veux qu'il vienne* der Konjunktiv eine Nuance des Wollens hat, die für ihn allerdings eine „valeur secondaire" darstellt.[119] De Boer ist hier durchaus auf dem richtigen Wege, besonders da, wo er betont, daß der Konjunktiv im untergeordneten Satz die psychologischen Nuancen nicht selbst zum Ausdruck bringt, sondern nur dazu beiträgt, sie hervorzurufen[120] – und zwar, wie Moignet[121] mit Recht hinzufügt, mit Hilfe des Kontexts. Es ist nur das Festhalten an dem Gedanken an eine psychologisch bedingte Unterordnung, die Unterordnung einer Vorstellung unter eine andere, dominierende, das De Boer daran hindert, einen weiteren entscheidenden Schritt zu tun.[122] Daher muß er auch für die Fälle der „servitude grammaticale", die er im Gegensatz zu anderen als solche klar erkennt, die aber seiner These zuwiderlaufen, die Grammatiker und ihre verfälschenden Regeln verantwortlich machen.[123]

Der *Essai de grammaire psychologique* von Georges Galichet (1947) greift den Terminus „Eventualität" von Sneyders de Vogel[124] wieder auf, subsumiert unter seinen Modus der Eventualität aber auch den „conditionnel". Diesem umfassenden Modus des Eventuellen steht der

---

[116] In 2. Aufl. erschienen 1954.

[117] „une nuance volontive", op. cit. S. 214.

[118] Vgl. bes. op. cit. S. 245ff. – Die Einteilung erinnert an Regulas modalen und thematischen oder amodalen Konjunktiv; vgl. vorliegd. Arb. S. 10.

[119] Op. cit. S. 316; vgl. auch ebda S. 258.

[120] Vgl. op. cit. S. 271: „(...) que le subjonctif peut produire tous ces effets, qu'il n' *exprime* pas, mais qu'il *aide à suggérer*."

[121] Op. cit. I, S. 27.

[122] Vgl. vorliegd. Arb. Erster Teil, Kap. 10, S. 224ff.

[123] Die Unhaltbarkeit seiner These von der psychologischen Unterordnung wird von Moignet op. cit. I, S. 28 bes. an der von De Boer sehr eigenwillig interpretierten Variation zwischen *Dis-lui qu'il vienne* und *Dis-lui de venir* demonstriert.

[124] Vgl. vorliegd. Arb. S. 16.

Indikativ als Modus des Realen gegenüber.[125] Unter Galichets Konzeption der Eventualität lassen sich alle Nuancen wie Wunsch, Affekt, Zweifel, Unsicherheit, ja, wohl auch die Höflichkeit einordnen. Wir werden auf diese Fragen noch eingehend zu sprechen kommen;[126] der Ansatz Galichets ist nicht so konventionell, wie es vielleicht auf den ersten Blick scheinen mag. Vorwegnehmend sei nur bemerkt, daß Galichet leider die Rolle der automatischen Setzung des Konjunktivs, die Macht der „servitude grammaticale" nicht genügend hervorhebt. Daher kann ihm Moignet[127] auch vorwerfen, die Konjunktive nach den Verben des Affekts, nach *bien que* oder *quoique* lassen sich nicht als Zeichen für „Eventualität" erklären.

Im *Précis de syntaxe du français contemporain* von W. v. Wartburg und P. Zumthor von 1947 wird lediglich Regulas Theorie in popularisierter Form geboten. Im abhängigen Satz gibt es zwei Arten des Konjunktivs, den des „Postulierten" und den des „Existentiellen".[128] Letzterer wurde zunächst von den Autoren auch der Konjunktiv des „déjà vu" genannt.[129] In diesem „déjà vu" haben wir ganz deutlich Regulas beurteiltes Objektiv[130] bzw. Lerchs psychologisches Subjekt wieder vor uns.

Für G. de Poerck in seinem Aufsatz *Modalité et modes en français* von 1950[131] ist der Konjunktiv, dessen semantischer Inhalt ohnehin sehr dürftig ist, der Realität gegenüber völlig indifferent. Der Indikativ ist daher ein „subjonctif plus quelque chose",[132] und dieses „Etwas" ist das positive oder negative Merkmal („indice") der Realität; der Konjunktiv ist wie ein Substantiv ohne Artikel.[133] Eingebettet ist diese Charakterisierung des Konjunktivs in eine Theorie über die Genese des Satzes, auf die wir hier im einzelnen nicht weiter eingehen können.[134]

Der erste Versuch einer streng formalen mit der Methode des asemantischen Strukturalismus Kopenhagener Provenienz vorgenommenen Analyse der Distribution von Modalformen im Neufranzösischen wurde 1951 von Knud Togeby in seiner *Structure immanente de la langue fran-*

---

125 Op. cit. S. 98.

126 Vgl. vorliegd. Arb. Erster Teil, Kap. 7, S. 119ff.

127 Op. cit. I, S. 47.

128 Op. cit. in der 2. Aufl. von 1958, S. 223ff.

129 Op. cit. 1. Aufl. S. 110; in der 2. Aufl. fehlt dieser Ausdruck an der entsprechenden Stelle (S. 224).

130 Vgl. vorliegd. Arb. S. 9.

131 FM 18 (1950) S. 81–93, 171–188.

132 Ebda S. 172.

133 Ebda S. 175.

134 Der Verf. unterscheidet hier drei Typen der Genese: *accroissement, dissociation et explicitation* und *coalescence*; dazu vgl. Imbs op. cit. S. 58f. und Moignet op. cit. I, S. 52ff.

çaise gemacht. Es geht Togeby ausschließlich um das Verhältnis der Modalformen zu den anderen Elementen eines Satzes. Das Kriterium seiner Einteilung ist die Kombinierbarkeit. Er unterscheidet sog. „intensive" und sog. „extensive" Formen. Als intensiv gelten die Formen, die in bezug auf andere Elemente des Kontexts keine oder nur wenige Kombinationsmöglichkeiten bzw. gewisse Positionsbeschränkungen haben; extensiv sind die Formen, bei denen Kombinationsmöglichkeiten in hohem Maße gegeben sind. Dabei ist die Zuteilung einer Form zu einer der beiden Kategorien der Intensivität oder Extensivität immer nur in Relation zu anderen Formen zu verstehen. So ist z. B. gerade der Konjunktiv dem Imperativ als dem intensivsten Modus gegenüber wegen seiner größeren Kombinierbarkeit extensiv, dem Indikativ gegenüber wegen gewisser Kombinationsbeschränkungen, die dieser nicht hat, intensiv.[135] Das alles ist natürlich reine Beschreibung. Eine solche formale Analyse ist sehr nützlich, ja sie muß, wie man heute wohl weitgehend anerkennt, am Anfang einer jeden linguistischen Untersuchung stehen. Nur kann es nicht damit abgetan sein, daß am Schluß dieser Analyse einfach eine Etikettierung steht (intensiv, extensiv) und so der Eindruck erweckt wird, als sei damit alles Notwendige gesagt. Die eigentliche Arbeit beginnt erst, nachdem man sich über die Verhältnisse auf der Ebene der Formen klar geworden ist. Mit der Einteilung in intensive und extensive Modi ist nichts gewonnen, ganz abgesehen davon, daß das Verfahren Togebys nicht ganz frei von gewissen Ungereimtheiten und Widersprüchen ist.[136]

Wenn Paul Imbs in seiner Studie *Le subjonctif en français moderne* von 1953 auf S. 49 als Grundsatz aufstellt: „(. . .) le subjonctif s'emploie chaque fois que le fait relaté n'est pas entièrement actualisé, ou que sa réalité actuelle n'est pas la visée principale du sujet parlant", dann ist das, abgesehen von der konventionellen Verbindung von „Modus" und „Realität",[137] nichts weiter als eine Wiederholung der Auffassung Kalepkys.[138] Fruchtbarer jedenfalls ist die von Imbs auf den vorhergehenden Seiten[139] entwickelte Theorie der Korrelation: „(. . .) le subjonctif se construit en *corrélation* (. . .) avec un moyen d'expression sémantique (. . .),[140] und weiter unten: „(. . .) *le subjonctif est toujours un terme corrélatif.*" Dieses Korrelativ ist zum Beispiel etwa das Verb des „über-

---

135 Op. cit. S. 168f.

136 Vgl. ferner die kritische Stellungnahme bei Moignet op. cit. S. 83f. und bei Imbs op. cit. S. 9ff. und S. 57.

137 Vgl. die vorliegd. Arb., Erster Teil, Kap. 7, S. 119ff.

138 Vgl. oben S. 11f.

139 S. 47f.

140 Die Intonation spielt für Imbs beim Konjunktiv im „Hauptsatz" die Rolle des Korrelativs; s. dazu seine Ausführungen op. cit. S. 26ff.

geordneten" Satzes, das auslösende Verballexem.[141] Der Konjunktiv setzt die Bedeutung dieses Verbs fort; „il est en *continuité de signification* avec son terme corrélatif".[142] Wenn man von einem Konjunktiv des Zweifels spricht, so besagt das nichts weiter, als daß dieser Konjunktiv in Korrelation mit einem Verbum steht, das die Bedeutung „zweifeln" hat und dem ihm folgenden Konjunktiv diese bestimmte Bedeutungsnuance mitteilt.[143]

Diese enge Verbindung des Konjunktivs mit irgendeinem anderen Element der Gesamtäußerung ist wohl in letzter Zeit noch nie so klar betont worden wie hier; wir werden gerade diesen Gedanken im Laufe unserer eigenen Erörterungen weiter verfolgen. Imbs geht aber trotz der starken Betonung dieser Korrelation nicht davon ab, dem Konjunktiv eine eigene modale Grundbedeutung zuzusprechen, zu der die semantischen Inhalte der Korrelative gewissermaßen nur Akzidentien sind: „Etudier les emplois du subjonctif, c'est déceler *la part de sémantèse* (doute, possibilité, indétermination etc.) qui se surajoute à la valeur grammaticale fondamentale du mode."[144] Diese Grundfunktion ist eben die eingangs erwähnte Bezeichnung eines irgendwie gebrochenen Verhältnisses zur „Realität". Hierin werden wir Imbs nicht mehr folgen.

Guillaume und Moignet

Unser chronologischer Überblick führt uns nun abschließend zu dem umfangreichen zweibändigen Werk von Gérard Moignet, *Essai sur le mode subjonctif en latin postclassique et en ancien français*, das 1959 erschienen ist. Moignet bietet keine eigene Theorie über den Konjunktiv. Er sieht seine Aufgabe vornehmlich darin, dem abstrakten System seines Lehrers Gustave Guillaume dadurch Beweiskraft zu verleihen, daß er lateinische und altfranzösische Texte sichtet und die darin aufgefundenen Konjunktive nach den Vorgegebenheiten des Guillaumeschen Systems interpretiert. Die Grundzüge dieses Systems müssen daher bekannt sein, da ohne Kenntnis der Konstruktionen Guillaumes die Ausführungen Moignets nur schwer zu verstehen sind. Moignet erläutert selbst einleitend in großer Ausführlichkeit[145] die Theorie seines Meisters, die dieser schon 1929 in seinem Buch *Temps et verbe* vorgelegt und in späteren Veröffentlichungen nur noch wenig modifiziert und erweitert wiederholt hat.

---

141 Vgl. S. 224ff. der vorliegd. Arb.

142 Op. cit. S. 48.

143 Ebda.

144 Ebda.

145 Op. cit. I, S. 84–132; für das klassische Latein bes. S. 138–145, für die spätlateinische Epoche S. 150–159.

Guillaume geht davon aus, daß dem Zeichensystem einer Sprache ein psychisches oder gedankliches System zugrunde liegt Die Strukturen beider Systeme decken sich nicht vollständig; die Struktur des Zeichensystems läßt aber die des psychischen Systems immer irgendwie durchschimmern. So geht es beim Verbum in erster Linie darum, zu erkennen, in welcher Weise die Sprache die Darstellung der Zeit mittels des dem Verb eigenen Zeichensystems löst.

Der menschliche Geist stellt sich die Zeit verräumlicht vor, so z. B. in bezug auf die Tempora als Linie mit dem Mittelpunkt „Gegenwart", dem die Positionen „Vergangenheit" und „Zukunft" symmetrisch zugeordnet sind. Aus der Tatsache, daß die Sprache aber nicht nur Tempus- sondern auch Modusformen besitzt, schließt Guillaume auf ein dreidimensionales psychisches System. Die Konzeption der „Zeit" ist ein psychischer Vorgang, der seinerseits eine gewisse Zeit braucht. Der Geist hat sich nun die Möglichkeit offengelassen, diesen psychischen Vorgang in verschiedenen Augenblicken zu unterbrechen. Den gedanklichen Vorgang, der auf die Schaffung einer Zeitvorstellung abzielt, nennt Guillaume die Chronogenese, die einzelnen Interzeptionsetappen Chronothesen. Das psychische System des Französischen hat nach ihm drei Chronothesen. Die erste offenbart als Ergebnis eine ziemlich rudimentäre Zeitvorstellung; die sprachlichen Zeichen hierfür sind die Verbalnomina. Präziser wird die Zeitvorstellung in der zweiten Chronothese; sie ist darüber hinaus gekoppelt mit einer Personenmarkierung; hier liegen die beiden französischen Konjunktive. Die dritte Chronothese umfaßt dann schließlich die Tempora, die uns eine genaue Zeitvorstellung vermitteln.[146] Der Modus hat die ausschließliche Funktion, diese einzelnen Chronothesen zu fixieren. Es erübrigt sich hier, auf das Gesamtschema Guillaumes in allen Einzelheiten einzugehen; wir können uns auf das beschränken, was für die Modusfrage von Bedeutung ist.[147]

Die Wahl des Modus hängt einzig ab von der gedanklichen Operation, welche die Idee „Zeit + Verb" zu realisieren sucht. Die Linie, auf der sich diese Realisation bewegt, ist die Chronogenese; „(...) le problème

---

[146] In *Temps et verbe* nennt Guillaume die einzelnen Chronothesen „tempus in posse", „tempus in fieri" und „tempus in esse" (S. 9f.). – In formaler Hinsicht erinnert die Dreiteilung übrigens an die Kalepkys (vgl. S. 12 der vorliegd. Arb.); freilich war Kalepky weit davon entfernt, von den Formen her ein „psychisches" System zu konstruieren.

[147] Näheres darüber s. Moignet a. a. O. – Ablehnende Kritiken vgl. bes. W. Pollak, *Studien zum Verbalaspekt im Französischen*, Wien 1960, S. 62–77; H. H. Christmann, *Zu den formes surcomposées im Französischen*, ZfSL 68 (1958) S. 72–100; ferner K. Heger in seiner Rezension zu Moignet, ZrP 77 (1961) S. 148–158 und J. Hanse, *La valeur modale du subjonctif*, Bruxelles 1960, S. 8–10.

du mode est essentiellement un problème de visée".[148] Der Modus hängt nicht vom Verb ab, sondern von der Idee, durch die man das Verb betrachtet. Wenn die „idée regardante" die volle Verwirklichung („actualisation") der „idée regardée"[149] gestattet, haben wir den Indikativ, d. h. die dritte Chronothese, mit voller Tempusausprägung vor uns. Hat hingegen die „idée regardante" interzeptiven Charakter, d. h. wird die Chronogenese vorzeitig unterbrochen, dann bleibt die „idée regardée" im Bereich mangelhafter Tempusmarkierung, d. h. im Konjunktiv. „Le mode est fonction du contact ou du non-contact de la visée avec l'actualité".[150] An irgendeiner Stelle erfolgt also ein „franchissement d'un seuil",[151] wird eine imaginäre Schwelle überschritten. Diese Schwelle liegt an einem Punkt der Chronogenese; sie trennt zwei Phasen der chronogenetischen Ziellinie; sie trennt das Mögliche vom Wahrscheinlichen.[152] In *il est possible qu'il vienne* gestattet die „idée regardante" der Möglichkeit, die Schwelle zur „idée regardée" zu überschreiten, nicht; in *il est probable qu'il viendra* gestattet die „idée regardante" der Wahrscheinlichkeit diese Überschreitung ohne weiteres. Die Tautologie, die dem gesamten Guillaumeschen Prinzip zugrunde liegt,[153] drängt sich an dieser Stelle mit besonderer Penetranz auf. Woran erkennen Guillaume und Moignet, daß hier eine Schwelle überschritten wird? Doch wohl an der formalen Opposition, die uns die Verbformen bieten. Andererseits wird aber die Setzung ebendieser Verbformen gerade von der Existenz einer solchen Schwelle abhängig gemacht. Alle „idées regardantes" werden nun nämlich nach dem Kriterium von *möglich/wahrscheinlich* eingeteilt;[154] gehören sie semantisch zum Begriff der Möglichkeit, dann finden sie ihr Positionsoptimum diesseits der Schwelle und haben die Setzung des Konjunktivs zur Folge; gehören sie hingegen semantisch zum Begriff der Wahrscheinlichkeit oder Gewißheit („certitude"),[155] dann finden sie das Optimum ihrer Position jenseits der Schwelle, d. h. sie aktualisieren die „idée regardée", indem sie sie in den

---

[148] Vgl. Guillaume op. cit. S. 30 und Moignet op. cit. I, S. 99.

[149] Die „idée regardante" ist ein Vorgang, der die „idée regardée" als Ergebnis hat; erstere ist operativ, letztere resultativ.

[150] Guillaume op. cit. S. 37 und Moignet op. cit. I, S. 99.

[151] Moignet ebda.

[152] „(...) le seuil qui sépare la première phase de la progression de la visée chronogénétique (...) de la seconde phase (...) est celui qui sépare la notion de *possible* de celle de *probable*" (Moignet op. cit. I, S. 99).

[153] Vgl. hierzu bes. K. Heger, ZrP 77 (1961) S. 152.

[154] Guillaume op. cit. S. 35 nennt „possible" und „probable" die „expressions-étalons", an denen er alle anderen einschlägigen Lexeme auf ihren Gehalt an „Möglichkeit" und „Wahrscheinlichkeit" hin „eicht".

[155] Gewißheit ist nichts weiter als „angehäufte Wahrscheinlichkeit" („le certain étant du probable accumulé"), vgl. Moignet op. cit. I, S. 100.

Indikativ umsetzen. So gehören alle Wünsche zum Typ der Möglichkeit; der Geist wägt die Chancen der Verwirklichung ab und beläßt sie im Bereich des „possible". Bei *espérer* dagegen sind die Chancen der Verwirklichung angeblich größer,[156] daher folgt ihm der Indikativ.[157] Ein Gleiches gilt mutatis mutandis für das Verbenpaar *croire* und *douter*. Beide haben dubitativen Charakter; während aber *douter* absolut im Bereich des Nicht-Wahrscheinlichen bleibt, behaupten Guillaume und Moignet von *croire*, es impliziere die Idee der Wahrscheinlichkeit. Diese Idee der Wahrscheinlichkeit sei aber bei *croire* nicht zu allen Zeiten dominant gewesen; daher konnte vor dem 17. Jahrhundert hier auch der Konjunktiv folgen. Die neuere Sprache habe dann den indikativischen Gebrauch fixiert.[158] Es wird uns nirgends gesagt, woraus diese Schwellenverschiebung eigentlich resultiert; denn eine solche muß sich doch unter der Hand im psychischen System zunächst einmal abgespielt haben, ehe es zu der auf den Indikativ gerichteten Fixierung im 17. Jahrhundert gekommen ist. Wenn die Setzung des Modus lebendiger Ausdruck eines psychischen Systems, einer deutlich gefühlten Opposition „possible" : „probable" sein soll, das sprachliche Zeichen einer interzeptiven Chronothese, dann darf es zu starren Grammatikerfixierungen doch nur dann kommen, wenn sich tatsächlich das gesamte psychische System grundlegend verlagert hat.

Bei den Verben, die man traditionell die des „Sagens und Denkens" nennt, unterscheidet Moignet, auch hier selbstverständlich Guillaume folgend, zwischen einer „kritischen" und einer „akritischen Unterordnung".[159] Akritisch ist die Unterordnung, wenn die „idée regardante" rein operativ, die „idée regardée" rein resultativ ist (Operation = Resultat). Stimmt diese Gleichung nicht, ist also die „idée regardante" nicht rein operativ, sondern nimmt sie noch ein resultatives Quantum in sich auf, dann ist die „idée regardée" um einen Teil ihres resultativen Moments beraubt und die Unterordnung hat „kritischen" Charakter.[160] Unter diesem Gesichtspunkt versucht Moignet, auch den Konjunktiv

---

[156] „Sans une probabilité *minima*, il n'existe aucune raison d'espérer, on peut désirer seulement", Moignet op. cit. I, S. 100; vgl. auch Guillaume op. cit. S. 38f.

[157] Das Futur wird hier, der Tradition der Grammatik folgend, mit der üblichen Selbstverständlichkeit als Indikativ in Opposition zum Konjunktiv angesehen.

[158] Moignet op. cit. I, S. 101.

[159] „Subordination critique" und „subordination acritique", Moignet op. cit. I, S. 101.

[160] Hier erkennen wir wieder Regulas „geurteiltes" und „beurteiltes" Objektiv, wie man überhaupt, wie W. Stempel in seiner Rezension in RF 71 (1959) S. 471 bemerkt, „zahlreiche gute alte Bekannte in neuem Kleid entdecken kann."

nach den sogenannten Affektverben zu erklären.[161] Obwohl wir es hier fast immer mit Tatsachen zu tun haben (*je regrette qu'il soit venu* – er ist ja tatsächlich gekommen), ist laut Moignet der Konjunktiv hier durchaus folgerichtig, weil die „idée regardante" angeblich „kritischen" Charakter hat. Kritische Beurteilung wirkt aber nur im Bereich des Möglichen; angesichts einer Realität verliert die Kritik an Kraft, „le réel s'impose". Soll nun aber die kritische Idee wirksam bleiben, dann muß man ihr die Überschreitung der bewußten Schwelle untersagen; nur diesseits dieser Schwelle finden die kritischen Ideen das Optimum ihrer Position; dabei spielt es keine Rolle, ob die Handlung effektiv eingetreten ist.

So werden nun, der Einteilung der traditionellen Grammatik folgend, alle Lexeme und Morpheme (Verben, Konjunktionen, Relativpronomen), die irgend etwas mit dem Konjunktiv zu tun haben, der Reihe nach „durchgeeicht". Wir brauchen an dieser Stelle auf Einzelheiten nicht einzugehen. Moignets nach dieser Theorie ausgerichteten Interpretationen der *parole* werden uns im altfranzösischen Teil dieser Arbeit[162] noch einmal beschäftigen.

Es bleibt nun noch, ein Wort über das „système psychique" des Lateinischen und besonders über dessen Verschiebung zum Altfranzösischen hin zu sagen. Wir beschränken uns dabei auf die für den Konjunktiv relevanten Erscheinungen.[163] Der Unterschied im Modusgebrauch zwischen Latein und Französisch läuft kurz gesagt darauf hinaus, daß die Schwelle des Übertritts vom Möglichen zum Wahrscheinlichen im Latein breiter war als im Französischen. Sie umfaßt eine eigene ausgedehnte Zone, eine „zone disputée entre les deux modes",[164] die, im Lateinischen beiden Modi geöffnet, im Französischen jenseits der Schwelle, der Zone des Wahrscheinlichen zugeschlagen wird. Das „probable" wäre demnach im Lateinischen also selbst „Schwelle" in seiner ganzen Breite, Schwelle zwischen dem „certain" und dem „possible".[165]

---

[161] Op. cit. I, S. 102.

[162] Dritter Teil, s. bes. S. 331ff.

[163] G. Guillaume, *L'architectonique du temps dans les langues classiques*, Copenhague 1945, bes. S. 29–37; ferner ders., *Temps et verbe*, S. 77ff. und Moignet op. cit. I, S. 138ff.

[164] Moignet op. cit. I, S. 165.

[165] Einen speziellen Gedanken entwickelt Guillaume in *Temps et verbe* S. 85 (bei Moignet op. cit. I, S. 173ff.) zu den lateinischen Konjunktionen, den des „approfondissement sémantique". *Cum* z. B. hat in seiner alten, rein temporalen Funktion den Indikativ nach sich. Als neue „Bedeutung" kommt dann die kausale hinzu; diese hat nun eine andere Moduswahl zur Folge (während das von jeher kausale *quoniam* bei seinem Indikativ bleibt). Zur „chronologie des faits" kommt eine „chronologie de raison" hinzu. Das gedankliche Erfassen der realen und konkreten Abfolge der

Das nachklassische Latein ist nun dadurch charakterisiert, daß das Zeichensystem noch weitgehend konstant bleibt, daß aber untergründig die Verschiebung des psychischen Systems in vollem Gange ist. Anhand dieser Darlegungen[166] kann man ungefähr schließen, wie Moignet sich überhaupt das Verhältnis dieser beiden Systeme zueinander vorstellt. Das psychische System bewegt sich – aus Gründen, die uns nicht verraten werden – von Zustand A zu Zustand B. Allmählich geht das Gefühl für den Zustand A verloren; es setzt eine Unsicherheit im Gebrauch des Zeichensystems ein. Puristen versuchen nun, zu retten, was zu retten ist und schaffen Regeln. Diese Regeln decken sich aber nicht mehr vollständig mit dem Zustand A, weil auch das Sprachbewußtsein der Puristen hier schon versagt. Es kommt also eine Phase zustande, die wir hier einmal mit A′ bezeichnen wollen. Im Untergrund geht aber die Bewegung in Richtung auf B weiter. Eines Tages nun bricht B – besonders wohl in Zeiten mangelnder Aufsicht durch die Grammatiker – durch und bringt das Zwittersystem A′ zum Einsturz. Die Zeichen im System werden neu geordnet; was überflüssig geworden ist, wird eliminiert, mit anderen Worten, das gesamte Zeichensystem stellt sich auf die neuen Gegebenheiten des psychischen Systems ein. Dieser Zustand B wäre im Altfranzösischen erreicht (und herrscht laut Moignet auch weitgehend heute noch); das Spätlatein, besonders das der Merowingerzeit (Gregor von Tours usw.) würde eine Spiegelung des Zustandes A′ darstellen.

Fassen wir zusammen! Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Guillaume im abstrakten Raum Systeme mit fein ausgewogener symmetrischer Anordnung konstruiert,[167] während es Moignet nun unternimmt, diesem System zum Leben zu verhelfen, indem er die Literatur sichtet und den aufgefundenen Gegebenheiten ihren festen Platz in Guillaumes „système psychique" zuweisen will.[168] In schwierigen Fällen muß er dann, wie wir im einzelnen noch sehen werden,[169] zu Interpretationshilfen wie „un caractère indéfinissable des nuances", „extrêmement fugace" oder „assez ténue" greifen.

Die Frage, wie Guillaume zu seinem System gelangt, wird weder von ihm selbst noch von Moignet beantwortet. Mit Recht stellt Heger in seiner Rezension zu Moignets Buch fest, daß die Gleichsetzung der drei

---

Dinge wird hier durch ein abstrakt-ideelles, auf der notwendigen, logischen Abfolge basierendes gedankliches Erfassen ersetzt, mit anderen Worten, ein kritisches Moment schaltet sich ein. Damit gelangt Moignet zu zwei lateinischen Konjunktivtypen, s. dazu op. cit. I, S. 176.

[166] Op. cit. I, S. 177ff.

[167] *Temps et verbe* bietet bezeichnenderweise nur die billigsten, aus Schulgrammatiken entnommenen Beispielsätzchen.

[168] Das wurde auf S. 22 der vorliegd. Arb. bereits angedeutet.

[169] Vgl. dazu im Dritten Teil bes. S. 331ff.; ferner die Kritik Stempels RF 71 (1959) S. 470–474.

Chronothesen mit den verschiedenen sprachlichen Formen (Infinitiv usw., Konjunktiv, Indikativ) durch nichts begründet wird.[170] Es kann daher nicht ausbleiben, daß wir mit Heger den Verdacht haben, die Kategorien des „psychischen Systems" von Guillaume seien einfach aus den Gegebenheiten des Zeichensystems gewonnen worden. Hier liegt der Ursprung seiner Tautologien. Es ist natürlich einfach, zwischen den Formen „Konjunktiv" und „Indikativ" eine „Schwelle" zu setzen, diese Schwelle dann in ein sogenanntes psychisches System als Grenze zwischen zwei „Chronothesen" zu übertragen, den beiden Bereichen diesseits und jenseits der Schwelle Namen zu geben, die obendrein noch aus konjunktivischen und indikativischen Kontexten bezogen werden (*possible, probable* als auslösende Lexeme) und nun zu erklären, daß der (gedanklichen) Überschreitung jener aus dem Zeichensystem bezogenen psychosystematisch verankerten Schwelle ein Wechsel der Form im Zeichensystem entspreche. Weiter kann man die Tautologie kaum noch treiben.

Die angebliche Existenz einer solchen psychosystematischen Struktur dann von der *parole* her beweisen zu wollen, wie Moignet es unternimmt, bedeutet allerdings, daß der Verfasser in seiner gläubigen Abhängigkeit von Guillaumes Theorie sich den Weg zu brauchbaren Erkenntnissen selbst verbaut.[171] Mit strukturaler Sprachwissenschaft hat das alles freilich nichts zu tun,[172] auch wenn Guillaume und seine Schüler von sich behaupten, Strukturalisten zu sein. Der ernst zu nehmende Strukturalismus sieht seine Aufgabe darin, vorhandene Strukturen zu untersuchen, gleichgültig, ob er dabei asemantisch vorgeht oder nicht; die Konstruktion künstlicher „psychischer" oder sonstiger abstrakter Strukturen ist nicht seine Sache.

Kritische Zusammenfassung

Die im voraufgehenden Überblick zusammengefaßten Arbeiten über den französischen Konjunktiv weisen eine ganze Reihe gemeinsamer Ansatzpunkte und Aspekte auf. Als Grundvoraussetzung gilt ganz allgemein, daß es so etwas wie einen „Modus" gibt, ohne daß genauer definiert wird, was man darunter eigentlich zu verstehen hat. Solange darüber keine hinreichende Klarheit besteht, nützt es wenig, wenn verschiedene Forscher einen „modalen" von einem „amodalen" Konjunktiv unterscheiden[173] oder dem Konjunktiv jede „Modalität" absprechen.[174] Es erhebt sich die Frage, ob wir nicht überhaupt auf den Modusbegriff verzichten können.

---

[170] ZrP 77 (1961) S. 151.

[171] Heger a. a. O. S. 149 und 152.

[172] Ebda S. 153.

[173] So z. B. Regula (S. 9–11).

[174] Vgl. Kalepky (S. 11f.).

Ein weiterer gemeinsamer Punkt ist die seit Maupas[175] immer wiederkehrende Behauptung, der Indikativ sei ein sprachliches Zeichen, das in irgendeiner Weise den außersprachlichen Sachverhalt der „Realität" bezeichne; die Opposition zwischen Indikativ und Konjunktiv wird, wenn auch gelegentlich modifiziert und abgeschwächt, vornehmlich unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses der Sprache zur „Realität" gesehen. Mit diesen beiden Punkten werden wir uns noch eingehend zu beschäftigen haben.[176]

Gemeinsam ist den meisten Arbeiten fernerhin, daß die Autoren den Ansatz zu ihren Theorien weniger in den tatsächlichen sprachlichen Gegebenheiten suchen, sondern ihre Systeme aus Disziplinen beziehen, die primär mit Sprache nichts zu tun haben, aus der Philosophie, der Logik[177] oder der Psychologie.[178] Alle diese Thesen geraten, auf die französische Sprachwirklichkeit angewandt, stets in Kollision mit dem Phänomen der „servitude grammaticale". Die einzelnen Forscher beschreiten hier verschiedene Wege. Die einen erkennen die Existenz einer allen logisch-psychologischen Deutungsversuchen sich widersetzenden „servitude grammaticale" an; sie tun das aber meist nicht ohne Verketzerung der Grammatiker früherer Jahrhunderte, die angeblich durch starre Reglementierung die dem Konjunktiv inhärente Vitalität und „modale" Aussagekraft zunichtegemacht haben.[179] Dabei wird meistens übersehen, daß auch Grammatiker nicht ins Blaue hinein reglementieren können. Zumal die französischen Grammatiker haben sich zu allen Zeiten mehr oder weniger nach einem irgendeiner Gesellschaftsschicht zugehörigen „bon usage" gerichtet. Sie haben die sprachliche Wirklichkeit mehr beobachtet, als man ihnen gewöhnlich zugestehen möchte. Regeln wurden im allgemeinen für das geschaffen, was ohnehin schon weitgehend in Gebrauch war.[180] Allerdings unternahmen es die Grammatiker dann vielfach, post festum eine logische Begründung ihrer meist aus der Sprache selbst abgeleiteten Regel zu geben. Das impliziert aber nicht eine „Unterdrückung" des lebendigen Sprachgebrauchs.

---

175 S. 3f.

176 In vorliegd. Arb. Erster Teil, Kap. 7, S. 119ff.

177 Vgl. bes. Regula (S. 9–11), ferner Haas (S. 7f.), Tanase (S. 18).

178 So bes. Merck (S. 13), Lorck (ebda), Ettmayer (ebda), Le Bidois (S. 16f.), Damourette und Pichon (S. 17f.), Van der Molen (S. 15), De Boer (S. 19); ferner die Vertreter der Vorstellungstheorie wie Mätzner (S. 6), Venzke (ebda), Ricken (S. 6f.), Field (S. 15f.).

179 Rühmliche Ausnahmen bilden hier Brunot (S. 14), Foulet (S. 15) und Gougenheim (S. 18).

180 Das schließt natürlich nicht aus, daß Grammatiker, besonders wenn sie zur Pedanterie neigten, Normierungstendenzen zeigten und oftmals über das Ziel hinausgingen. Die Gefahr besteht immer dort, wo die Sprachmeister die eigentlichen Strukturgesetze verkennen.

Eine andere Forschungsrichtung möchte nun auch die der „servitude grammaticale" unterliegenden Konjunktive um jeden Preis als unverbrüchliche Zeugen ihrer Theorie heranziehen, was dann oft geradezu dazu führt, die Existenz einer solchen „servitude" zu leugnen.[181] Hier entstehen dann die ad hoc geschaffenen haarspalterischen Interpretationen von Einzelbeispielen, die sich nur widerstrebend der Theorie des betreffenden Forschers fügen wollen.

Noch gravierender aber ist schließlich und endlich das ebenfalls den meisten Arbeiten gemeinsame merkwürdige Phänomen, daß der sprachlichen Form „Konjunktiv" eine Bedeutung zugesprochen wird, die in Wirklichkeit nicht durch sie, sondern durch den sie umgebenden Kontext, in den meisten Fällen durch ein sie auslösendes Verb, ausgedrückt wird.[182] In primitiver Form sieht das dann so aus, daß von einem Konjunktiv des Zweifels gesprochen wird, wenn eine solche Form nach dem Verbum *douter* auftritt, von einem Konjunktiv des Affekts, wenn er auf *regretter* folgt usw. Es ist zwar richtig, daß Konjunktivformen eng mit irgendwelchen Verballexemen oder mit bestimmten Morphemen (Konjunktionen z. B.) gekoppelt sind – eine Untersuchung dieses engen Verhältnisses bildet den Hauptgegenstand auch der vorliegenden Arbeit[183] – es ist aber nicht so, daß in einer Äußerung wie *je doute qu'il le sache* die Form *sache* den außersprachlichen Sachverhalt des Zweifels bezeichnet; das geschieht durch das Verb *je doute.*

In verfeinerter Form findet sich dieser fatale Irrtum, daß das, was in Wahrheit der Kontext oder ein bestimmtes Element des Kontextes hergibt, in die Konjunktivform hineinverlegt wird, in fast jeder der bisherigen Arbeiten. Wir haben schon bei der Besprechung der Theorien von Regula, De Boer und Le Bidois[184] auf diese Mißachtung des Kontextes aufmerksam gemacht. Sie liegt in aller Deutlichkeit auch dem System Guillaume/Moignet zugrunde und findet sich in verschleierter Form auch bei denen, die von einem Konjunktiv des „simplement envisagé"[185] sprechen; denn auch der Sachverhalt, daß „etwas nur ins Auge gefaßt wird", wird letztlich doch aus dem Kontext abgelesen. Und schließlich ist es mit dem berühmten „psychologischen Subjekt" nicht anders. Daß etwas dem Hörer schon Bekanntes, ein „déjà vu", nur noch einmal besprochen oder „beurteilt" wird, zeigt der – meist erweiterte – Kontext und nicht die Konjunktivform.

---

[181] Als typisch hierfür können die Theorien von Van der Molen (S. 15f.), Le Bidois (S. 16f.) und Guillaume/Moignet (S. 22ff.) gelten.

[182] Das gilt natürlich nicht für den asemantisch verfahrenden Togeby (S. 20f.). Auch Kalepky (S. 11f.) und Bally (S. 16) sind im wesentlichen frei davon.

[183] Vgl. dazu auch das zu Imbs auf S. 21f. Gesagte.

[184] Vgl. S. 9–11, 19 u. S. 16f.

[185] Clédat (S. 14), Gougenheim (S. 18).

Da der Konjunktiv in semantisch recht heterogenen Kontexten auftritt und überdies in ziemlich buntem Wechsel mit anderen Verbformen (Indikativ, Konditional) vorkommt, geht es weder an, bestimmte aus dem Kontext gewonnene Bedeutungen auszuwählen und sie zur „Grundbedeutung" des Konjunktivs zu erklären, noch die verschiedenen Nuancen unter einem großen selbstgewählten Sammelbegriff zusammenzufassen, wobei man sich dann noch womöglich ein bestimmtes Stück Kontext willkürlich heraussucht wie Guillaume sein „possible", um daran alle Moneme, die etwas mit dem Wechsel von Konjunktiv und Indikativ zu tun haben, zu „eichen".[186] Auch hier blühen dann die tautologischen Deutungen und die Zirkelschlüsse.

Kleine Einführung in die Strukturanalyse

In der vorliegenden Arbeit soll der Versuch unternommen werden, dem Phänomen des Konjunktivs von seinem Platz innerhalb der Struktur des Französischen her näherzukommen. Das setzt voraus, daß wir diesen seinen Platz zunächst genau bestimmen. Ohne daß wir hier einem zügellosen Bildersturm das Wort reden oder eine revolutionierende Terminologie einführen wollen, werden wir uns dabei von den Vorstellungen und Vorschriften der traditionellen Grammatik lösen. Das bedeutet Anmeldung von Vorbehalten und behutsame Distanzierung von offenkundig falschen oder irreführenden Einteilungsprinzipien. Darüber hinaus müssen wir uns davor hüten, mit vorgefaßten Meinungen an die Phänomene heranzugehen, Meinungen, wie sie vielfach aus sprachfremden Bereichen wie dem der Psychologie, der Philosophie oder der Logik bezogen wurden. Kein Systemgebäude, das mit Bausteinen aus jenen Bereichen bisher errichtet worden ist, mag es mehr oder weniger vollkommen, mag es rissig gewesen sein, konnte jemals, wie man aus den oben gemachten Ausführungen entnehmen kann, alle in lebendiger Sprache vorkommenden Anwendungstypen des Konjunktivs befriedigend beherbergen.

Wenn wir von dem „Platz des Konjunktivs innerhalb der Struktur des Französischen" sprechen, so meinen wir damit zweierlei. Die Konjunktivformen ein und desselben Verbums zeichnen sich durch besondere Merkmale, beispielshalber, wie wir auf S. 59f. noch eingehender zeigen werden, durch ein präfigiertes /kə/ „que" allen anderen Formen des betreffenden Verbs gegenüber aus. Sie sind unter sich nach Person und Numerus gegliedert. Die traditionelle Grammatik ordnet sie sogar darüber hinaus bestimmten Tempora des Verbs zu.[187] Das ist die paradigmatische Situierung des Konjunktivs innerhalb der französischen Sprachstruktur. Konjunktivformen kommen aber nicht nur, sorgfältig

[186] Vgl. S. 24.

[187] Vgl. dazu Teil 1, Kap. 5, S. 80ff.

zu Paradigmen aufgereiht, in Grammatiken vor; sie erscheinen innerhalb von Kontexten und zwar ebenfalls nach einem bestimmten in der Sprache angelegten Strukturschema. Diese syntagmatische Dimension, dieses Verhältnis der Konjunktivformen zu anderen Elementen eines Kontextes, ist in ihrer Strukturierung wesentlich schwieriger zu erfassen. Wir werden gerade auf sie unser Hauptaugenmerk richten müssen.

Unsere Strukturanalyse ist synchronisch. Das schließt nicht aus, daß auch die Diachronie in unserer Untersuchung zu ihrem Rechte kommt. Wir legen im folgenden drei synchronische Schnitte vor, die jeweils drei zeitlich voneinander getrennte Sprachstadien betreffen: Das heute gesprochene Französisch, das Latein als Ursprungssprache des Französischen und das Altfranzösische des 12.–13. Jahrhunderts.[188] In jedem der drei Schnitte werden die paradigmatischen und die syntagmatischen Merkmale der Konjunktivformen untersucht.

Strukturanalyse ist nicht gleichzusetzen mit „asemantischem Strukturalismus", wie er besonders in den Vereinigten Staaten betrieben wird. Man glaubt dort, von einer rein formalen Analyse her unter bewußter Ausklammerung der Bedeutung zu unanfechtbaren Erkenntnissen zu gelangen.[189] Wir werden sehr wohl zu gegebener Zeit die Ebene der Formen verlassen und nach deren Inhalt zu fragen haben, und zwar werden wir diesen Schritt bewußt tun und nicht, wie es bei den Asemantikern meist geschieht, mehr oder weniger heimlich mit der Bedeutung als etwas irgendwie Gegebenem operieren, das mit Sprachwissenschaft eigentlich nichts zu tun hat. Anerkannt wird allerdings im allgemeinen, daß es Bedeutungsunterschiede („difference of meaning") gibt.[190] Wenn man

---

188 Ein Überblick über die Verschiebungen, die sich im 16. und 17. Jahrhundert ergaben, findet sich in der Schlußbetrachtung der vorliegd. Arb. S. 403ff.

189 Vgl. dazu auch die auf S. 21 gemachten Bemerkungen zu Togeby, der der Kopenhagener Schule angehört.

190 Bloomfield, *Language*, S. 145f.: „Although the linguist cannot define meanings, but must appeal for this to students of other sciences or to common knowledge, yet, in many cases, having obtained definitions for some forms, he can define the meanings of other forms in terms of these first ones." – Hockett, *A Course of Modern Linguistics*, S. 139: „Likewise, we are forced to use semantic criteria in trying to get at the grammatical system, for we have to discover, somehow, whether two utterances or parts of utterances, differing in specified ways as to phonemic shapes, ‚mean the same thing' or ‚have different meanings' for the native speaker." – Harris, *Structural Linguistics*, S. 190: „(...) it suffices to define ‚meaning' (more exactly ‚difference in meaning') in such a way that utterances which differ in morphemic constituency will be considered as differing in meaning, and that this difference in meaning is assumed to indicate differences in the social situations in which these utterances occur. Then the

die Bedeutung der zu untersuchenden Einheiten nicht wenigstens teilweise kennt, muß eine Analyse notgedrungen in einem ganz rudimentären Stadium steckenbleiben.[191] Das hindert uns jedoch nicht daran, der strengen Formanalyse bei unseren drei Schnitten einen breiten Raum zu gewähren und uns die Methode der struktural orientierten Sprachwissenschaft und ihre in nun schon vierzigjähriger Tradition gewonnenen fruchtbaren Erkenntnisse zunutze zu machen.[192] Wir glauben, daß wir die Distribution der „Konjunktiv" genannten Formen innerhalb der syntagmatischen Dimension genau kennen müssen, wenn wir Schlüsse auf die Funktion dieser Formen im sprachlichen System ziehen wollen.

Die Moneme

Bevor wir uns dieser Aufgabe widmen, sei uns eine kleine Einführung in die Methode der strukturalen Sprachwissenschaft und die Terminologie, deren wir uns in unserer Arbeit bedienen, gestattet.[193] Wir erklären uns am besten an Hand eines praktischen Beispiels, indem wir einen kurzen Kontext nach der im Verlauf dieser Untersuchung angewandten Methode analysieren.

L'honnête homme qui essaie de comprendre sa langue éprouve devant le subjonctif français une sorte d'horreur sacrée: l'accord du

---

meaning of each morpheme in the utterance will be defined in such a way that the sum of the meanings of the constituent morphemes is the meaning of the utterance." – Chomsky, *Syntactic Structures*, S. 102: „The fact that correspondences between formal and semantic features exist, however, cannot be ignored." – Ebda S. 103: „To understand a sentence we must know much more than the analysis of this sentence on each linguistic level. We must also know the reference and meaning of the morphemes or words of which it is composed; naturally, grammar cannot be expected to be of much help here." – Hill, *Introduction to Linguistic Structures*, S. 9: „The entities of language are symbols, that is, they have meaning, but the connection between symbol and thing is arbitrary and socially controlled." – Bibliogr. Angaben s. S. 410.

191 Andernfalls wäre das Etruskische heute längst entziffert.

192 „Die Strukturalistik will nichts anderes als die innere Struktur einer gegebenen Sprache erkennen, so wie etwa der Chemiker die innere Struktur eines Kristalls untersucht." H. W. Klein, *Die moderne linguistische Forschung und der Grammatik-Unterricht im Französischen*. Praxis des neusprachl. Unterrichts 11 (1964) S. 6–17; vgl. dort S. 10.

193 Die folgenden, für jeden struktural arbeitenden Linguisten gewiß überflüssig erscheinenden Ausführungen erachten wir deshalb als notwendig, weil die Kenntnis der Grundlagen strukturaler Sprachwissenschaft in der Romanistik leider bei weitem noch nicht allgemein vorausgesetzt werden kann.

participe n'est que jeu d'enfant à côté du maniement autrement délicat du subjonctif, qu'il n'y a décidément pas moyen de faire entrer dans un réseau cohérent de règles. Et de conclure que dans la pratique il n'y a qu'à s'abandonner à l'intuition et à l'oreille, qui tranchent de l'emploi des modes avec une infaillibilité sans appel.

La conclusion, pour ce qui regarde la pratique de la langue n'est, certes, pas fausse, et les pédagogues feront bien de se pénétrer de sa vérité profonde: plus que sur aucune autre partie de la grammaire, il faut éviter de raisonner sur le subjonctif avant que des exercices nombreux et quasi mécaniques n'aient garanti un emploi spontané de ce mode.[194]

Wir haben hier einen schriftlich fixierten Text vor uns, der sich in fünf in sich abgeschlossene sprachliche Äußerungen gliedert. Die Pause, die zwischen den abgeschlossenen Äußerungen liegt, wird in unserem Text dreimal durch einen Punkt im Schriftbild (nach ... *règles*, ... *appel* und ... *mode*) und zweimal durch eine Doppelpunkt (nach ... *sacrée* und nach ... *profonde*) gekennzeichnet. Wird dieser Text, etwa durch Vorlesen oder Rezitieren, hörbar gemacht, so sind die Pausen nicht nur durch ein mehr oder weniger kurzes Schweigen, sondern – das gilt zum mindesten für das Französische und für die meisten anderen europäischen Sprachen – zusätzlich durch Senken des Stimmtons[195] deutlich kenntlich gemacht.[196]

Wir gehen in unserer sprachlichen Analyse grundsätzlich in erster Linie von dem aus, was hörbar ist. Die Sprache ist vornehmlich ein akustisches Phänomen. Sie ist in ihrer wichtigsten Eigenschaft als Kommunikationsmittel zum Hören und nicht zum Sehen geschaffen. Die Schrift ist etwas Sekundäres, nicht nur geschichtlich gesehen, sondern auch in bezug auf die Struktur einer Sprache. Wir müssen uns also zunächst von unserem traditionellen Schriftbild lösen und nur darauf achten, was in einer sprachlichen Äußerung vom Sprecher phonetisch gesendet und vom Hörer akustisch empfangen wird. Eine sprachliche Äußerung bietet sich zunächst als ein Lautkontinuum[197] dar. Die Diskrepanz zwischen traditioneller Graphie und Hörbarkeit zeigt sich am besten, wenn man einen orthographisch „richtig" verfaßten Text

---

[194] Aus P. Imbs, *Le subjonctif en français moderne*, Mainz 1953, S. 17.

[195] Sofern es sich nicht um eine Frage handelt. Auf diese hiermit verbundenen Besonderheiten brauchen wir hier nicht im einzelnen einzugehen.

[196] Kleinere Pausen gibt es freilich auch da, wo eine sprachliche Äußerung noch nicht abgeschlossen ist. Der Stimmton wird dann nicht gesenkt. Im Schriftbild erscheint an dieser Stelle meist ein Komma.

[197] Wir finden für „Lautkontinuum" auch in nicht in französischer Sprache verfaßten Abhandlungen oft den französischen Terminus *chaîne parlée*.

in eine Lautschrift transkribiert. Der erste Satz unseres Textes sieht dann so aus:[198]

lənɛtɔm kiesɛdəkõprãdrəsalãg
l'honnête homme qui essaie de comprendre sa langue
epruvdəvãləsybžõktiffrãsɛ
éprouve devant le subjonctif français
ynsɔrtədərœrsakre.
une sorte d'horreur sacrée.[199]

Wenn wir eine sprachliche Äußerung auf ihre informatorischen Bestandteile hin untersuchen, dann stoßen wir bei unserer Analyse zunächst auf minimale sprachliche Einheiten, die entweder Träger einer Bedeutung sind oder aber eine grammatische, syntaktische Funktion innerhalb des Kontexts erfüllen. Dieses sind die signifikativen Einheiten oder sprachlichen Zeichen. Nach Ferdinand de Saussure[200] hat das sprachliche Zeichen zwei Seiten, den Lautkörper, den er „signifiant" nennt, und dem ein „signifié" gegenübersteht, wofür wir „Bedeutung" sagen können. Um die französischen Termini innerhalb des deutschsprachigen Textes zu vermeiden, schließen wir uns der Terminologie an, die sich in der deutschen Übersetzung von André Martinets *Eléments de linguistique générale*[201] findet: Wir nennen das „signifiant" den Signifikanten,

[198] Wir verwenden die von R. A. Hall jr. in seiner Monographie *French* (*Language* Monograph 24, 1948) angewandte Umschrift. Sie unterscheidet sich von der der *Association Phonétique Internationale* nur in der Verwendung der Zeichen [š] und [ž] statt [ʃ] und [ʒ]. – Akzent und Quantität bleiben hier unbezeichnet, da sie für unsere Problemstellung irrelevant sind. Statt des uvularen [ʀ] wird aus praktischen Gründen [r] gesetzt. Auch wird der umgangssprachlich nicht mehr gemachte Unterschied zwischen [a] und [α] hier nicht berücksichtigt. Dagegen wird die Opposition von auslautendem und von unbetontem [ə] und [ɛ] trotz gewisser umgangssprachlicher Verwischungstendenzen angegeben. Das [ə] „instable" wird ohne Berücksichtigung des Dreikonsonantengesetzes, d. h. unter Außerachtlassung seiner Null-Variante (s. dazu S. 40) stets gesetzt. Vgl. hierzu auch Hall jr. op. cit. S. 13 und A. Martinet, *Eléments de linguistique générale*, S. 75f.

[199] Diese Gegenüberstellung zeigt einmal mehr die Diskrepanz zwischen der mit überflüssigen Graphemen überladenen historisierenden Orthographie und dem, was wirklich hörbar ist. Den 69 Lautzeichen stehen, die beiden Apostrophs eingerechnet, 99 Grapheme gegenüber!

[200] Ferdinand de Saussure, *Cours de linguistique générale*, Paris, 3. Aufl. 1931. – Die Definition des Zeichens bei de Saussure ist bereits in der Stoa vorgebildet, wurde aber in der Sprachwissenschaft vor de Saussure nicht in der nötigen Schärfe beachtet.

[201] André Martinet, *Eléments de linguistique générale*, Paris, 2. Aufl. 1961. – Deutsch: *Grundzüge der Allgemeinen Sprachwissenschaft*, Stuttgart 1963 (Urban Bücher, Die wiss. Taschenbuchreihe 69), übers. v. Anna Fuchs u. Hans-Heinrich Lieb.

das „signifié" das Signifikat.[202] Das sprachliche Zeichen nennen wir im Anschluß an die Terminologie Martinets Monem[203]. Auch das Monem läßt sich in noch kleinere informationsvermittelnde Einheiten zerlegen. Diese haben dann aber keinen signifikativen Charakter mehr. Wir gelangen zu den einzelnen Lauten unseres Kontinuums; die Laute lassen sich auf ihre distinktive Funktion hin ableuchten. Die so gewonnenen distinktiven Einheiten sind die Phoneme.[204]

Wir greifen uns aus dem oben angeführten Text den vierten Satz heraus und zerlegen ihn in seine signifikativen Minimaleinheiten, seine einzelnen Moneme. Der Satz

> La conslusion, pour ce qui regarde la pratique de la langue n'est, certes, pas fausse, et les pédagogues feront bien de se pénétrer de sa vérité profonde

enthält die folgenden Moneme:[205]
/la-/ /kõklyzjõ/ /pur/ /sə-/ /ki/ /rəgard/ /la-/ /pratik/ /də-/ /la-/ /lãg/ /n...pa/ /-ɛ-/ /sɛrt/ /fo/ /-s/ /e/ /le-/ /pedagɔg/ /fə-/ /-r-/ /-õ/ /bjɛ̃/ /də-/ /sə-/ /penetr-/ /-e/ /də-/ /sa-/ /verite/ /prɔfõ/ /-d/[206]

Daß dieses nichts mit der konventionellen Einteilung in „Wörter" zu tun hat, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Vergleichen wir nun die in unserem Beispiel auftretenden Moneme untereinander in bezug auf das, worüber sie uns informieren, so werden wir rasch zwei verschiedene Gruppen feststellen können: Die Moneme /kõklyzjõ/, /rəgard/, /pratik/, /lãg/, /sɛrt/, /fo/, /pedagɔg/, /fə-/, /bjɛ̃/, /penetr-/, /verite/ und /prɔfõ/ sind Träger einer Bedeutung. Es sind, banal gesagt, die Moneme, die im Lexikon stehen; daher nennt Martinet sie Lexeme.[207]

Die Lexeme einer Sprache bilden eine offene Liste. Ihre Zahl ist praktisch unbegrenzt. Ihnen stehen die grammatikalischen Zeichen eines

---

[202] Op. cit. S. 23.

[203] Martinet op. cit. S. 20.

[204] Diese doppelte Analyse entspricht der „zweifachen Gliederung" (double articulation) der Sprache bei Martinet. Die Moneme gehören zur ersten, die Phoneme zur zweiten Gliederung; vgl. op. cit. S. 17–19.

[205] Moneme und Phoneme werden in / / gesetzt.

[206] Die Zerlegbarkeit läßt sich in einigen Punkten noch weiter treiben. So können /la-/ und /sa-/ in /l-/ bzw. /s-/ und /-a-/ (letzteres als Merkmal für „femininum") zerlegt werden. Ebenso sind von /rəgard/ und /kõklyzjõ/ die Moneme /rə-/ und /kõ-/ als auch in anderen Verbindungen auftretende Präfixe abtrennbar. Wie weit man hier gehen will, entscheidet letztlich das praktische Ziel, das man verfolgt.

[207] Op. cit. S. 20. – Ein anderer gebräuchlicher Terminus dafür ist „Semantem".

Sprachsystems gegenüber, die sozusagen eine „geschlossene Gesellschaft" bilden; die Anzahl dieser Elemente ist in jeder Sprache begrenzt. Sie zu untersuchen, ist die Aufgabe der Grammatik. Diese Zeichen werden Morpheme genannt.[208] Die Morpheme unseres Textes sind:
/la-/, /pur/, /sə-/, /ki/, /də-/, /n(ə)...pa/,[209] /-ɛ-/, /-s/, /e/, /le-/, /-r-/, /-õ/, /-e/, /sa-/, /-d/.

Martinet macht innerhalb der Morpheme noch eine weitere nützliche Unterscheidung zwischen solchen, die lediglich die Relationen der einzelnen Elemente eines Kontextes bestimmen – hierzu rechnet er beispielshalber die Kasusmerkmale sowie die Zeichen, die in der traditionellen Grammatik „Präpositionen" und „Konjunktionen" genannt werden – und solchen, die, ähnlich wie die Lexeme, eine Bedeutung haben, Bezeichnungen für bestimmte außersprachliche Sachverhalte sind; dazu gehören etwa die Morpheme für Person, Numerus, Tempus, die Opposition „bestimmt": „unbestimmt" usw.[210] Daß die Grenzen hier fließend sind, geht schon daraus hervor, daß Martinet sich bei den Genusmorphemen nicht entscheiden kann, zu welcher der beiden Gruppen er sie rechnen soll.[211] Auch dürfte es schwerfallen, etwa bei den sog. „Präpositionen" definitiv zu sagen, ob sie tatsächlich nur Beziehungen innerhalb eines Textes herstellen oder doch nicht auch – denken wir nur an Fälle wie *avec* oder *sans* – außersprachliche Sachverhalte bezeichnen, also eine Art „Bedeutung" haben. Wir können im folgenden auf diese Unterscheidung verzichten, da sie für unsere Fragestellung nicht relevant ist.[212]

Wir greifen uns einige der hier aufgeführten aus dem gegebenen Kontext isolierte Morpheme heraus, um zu erfahren, was sie uns über die Struktur der französischen Sprache auszusagen vermögen. Wir finden in unserem Text zwei mit /l-/ anlautende Morpheme, /la-/ und /le-/. Beide geben uns an, daß das ihnen folgende Lexem zur Klasse der Substantive gehört; sie sind Indizes für die Formenklasse.[213] Diese Funktion

---

[208] Martinet op. cit. S. 20 definiert die Morpheme im Gegensatz zu den Lexemen geradezu als „ceux qui (...) apparaissent dans les grammaires".

[209] Das in unserem Text erscheinende /n/ ist nur die vorvokalische Variante von /nə/; zur Variante s. S. 43.

[210] Martinet op. cit. S. 118 nennt die ersteren „monèmes fonctionnels", die letzteren „modalités" (ein ausgesprochen unglücklicher Terminus). Eine ähnliche Unterscheidung machte schon Karl Bühler, *Sprachtheorie*, Jena 1934, der hier von „Feldwertträgern" und „Symbolwertträgern" spricht.

[211] Vgl. op. cit. S. 121f.

[212] Die Amerikaner sind hier in einer glücklicheren Lage, da sie nicht einmal einen terminologischen Unterschied zwischen Morphem und Lexem machen; beide Elemente werden bei ihnen mit „morpheme" bezeichnet.

[213] Wir bevorzugen der Terminus „Formenklasse" vor der älteren Bezeichnung „Redeteil". Auf eine neuere Konzeption der Formenklassen kommen wir noch kurz zu sprechen (s. S. 45).

leisten sie mittels ihres gemeinsamen Bestandteils /l-/, das gleichzeitig dazu dient, in der Opposition „bestimmt" : „unbestimmt" die Entscheidung für „bestimmt" zu fällen.[214] Das /-a-/ in /la-/ ist Merkmal für „Femininum Singular" (in Opposition zu in unserem Text nicht vorkommendem /-ə-/ in /lə-/ für „Maskulinum Singular"); das /-e-/ in /le-/ gibt den Plural für beide Genera an. Der Plural wird im Französischen in den weitaus meisten Fällen ausschließlich durch den Vokal dieses präfigierten Morphems ausgedrückt. Wir sind damit bereits einem wichtigen Phänomen der neufranzösischen Sprachstruktur auf der Spur: Das Neufranzösische ist im Gegensatz zum Lateinischen und zu allen anderen romanischen Sprachen eine im wesentlichen prädeterminierende Sprache; man vergleiche unser Beispiel /lepedagɔg/, sg. /lɔpedagɔg/ mit lat. *paedagōg-i* : *paedagōg-us* oder span. *los pedágogos* : *el pedágogo*.[215]

Ein weiteres Beispiel für Prädetermination in unserem Text ist das Syntagma /dəlalãg/, etwa gegenüber lat. *linguae*. Die gesamte Kasusflexion des Neufranzösischen ist prädeterminierend. Am Rande sei hierzu vermerkt, daß wir in /dəla-/ noch das Genitivmorphem vom Formenklassenindex trennen können, was bei dem entsprechenden Maskulinum /dy-/ nicht ohne weiteres möglich ist.[216] Noch krasser zeigt sich dieses beim nur aus einem einzigen Phonem bestehenden Dativmorphem /o-/ „au". Hier ist eine vollständige Verschmelzung eingetreten. Wir nennen diese Erscheinung mit Martinet Amalgam.[217]

Ein weiterer wichtiger Sektor der Prädetermination ist die Personenkennzeichnung beim Verbum; man vergleiche etwa nfr. /žə-šãt/, /ty-šãt/, /il-šãt/ „je chante", „tu chantes", „il chante" mit lat. *cant-ō, cantā-s, canta-t*. Auch Tempusmorpheme werden im Neufranzösischen weitgehend prädeterminierend verwandt, so etwa in /il-a-fɛ/ „il a fait" gegenüber /il-fɛ/ (die Trennung in der Graphie darf uns hier nicht verwirren);[218] ferner /-va-/ als Merkmal für „Futur" in /il-va-šãte/ oder in unserem Text auf S. 34 /dezɛgzɛrsis . . . ɛgarãti/ „des exercices . . . aient garanti", wo das Merkmal /-ɛ-/ als amalgamiertes Morphem gleichzeitig Tempus und „subjonctif" angibt. Solche Formen sind in den genannten Fällen keine

[214] Für „unbestimmt" hätten wir bei unserem Beispiel die formale Opposition /yn/ : /de-/ „une" : „des".

[215] Im spanischen Beispiel ist der Plural doppelt gekennzeichnet. Wir kommen auf diese auch im Französischen zu beobachtende Erscheinung noch zurück; vgl. S. 40.

[216] Es sei denn, man sieht in dem /-y-/ eine Variante des maskulinen Formenklassenindex /lə-/. Die Analyse läßt auch hier wieder verschiedene Möglichkeiten zu.

[217] Martinet op. cit. S. 97ff. und S. 110ff.

[218] Eine Orthographie kann ein vortreffliches Mittel sein, die Struktur einer Sprache völlig zu kaschieren und somit den Zugang zu ihrem grammatischen Aufbau zu verschütten.